

Zeitschrift: Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau
Herausgeber: Historische Gesellschaft des Kantons Aargau
Band: 133 (2021)

Buchbesprechung: Buchbesprechungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen

100 Jahre SVP Aargau

Zwischen 1953 und 1993 erreichte die SVP bei den Aargauer Grossratswahlen konstant zwischen 14 und 17 Prozent der Wählerstimmen und dümpelte als bürgerlicher Juniorpartner im Fahrwasser der bestimmenden Freisinnigen sowie der CVP. In den letzten gut dreissig Jahren stieg die Partei hingegen, analog zur Entwicklung auf Bundesebene, zur stärksten politischen Kraft auf – im Aargau mit teilweise fast 40 Prozent Stimmenanteil bei den Nationalratswahlen 2015.

Wie erklärt die kurz gehaltene Festschrift zum 100-jährigen Bestehen der Partei diese Entwicklung aus der Innenperspektive? Verfasser und Alt-Oberrichter Rudolf Ursprung verweist auf die europapoli-

tische Grundsatzfrage mit dem EWR 1992, die traditionell konservative Wählerinnen und Wähler bei FDP und CVP heimatlos gemacht und der SVP zugetrieben habe. Im Gegensatz zu Ein-Thema-Parteien im rechten Spektrum konnte die SVP auf gefestigte Strukturen in allen Aargauer Bezirken zurückgreifen, was eine Erfolgsbasis für den rasanten Aufstieg der Partei in den 1990er- und 2000er-Jahren bildete. Am stärksten legte sie dabei im katholischen Ostaargau zu, wogegen ihre Vorgängerin, die Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei (BGB), ihre eigentlichen Stammlande unter den Bauern im reformierten Kantonsteil hatte.

Die SVP hiess bis 1971 Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei (BGB). Heute fast vergessen, war sie als Abspaltung aus

dem Freisinn hervorgegangen, als die Arbeiterschaft nach dem Landesstreik das Proporzwahlrecht durchgesetzt hatte. Gestärkt durch ihre Rolle in der Landesversorgung, etablierten sich die Bauern gleich als eigenständige politische Kraft, auch im kleinbäuerlich geprägten Aargau, wo sie rasch mit zwei Vertretern auch in die Regierung aufrückten. Die 1930er-Jahre mit der grossen Wirtschaftskrise brachten die Jungbauernbewegung hervor, die den BGB-Honorationen zuweilen auf die Füsse trat. Sie blieb aber ein Strohfeuer. Zu Eugen Bircher, Divisionär, Chefarzt und umstrittene antisemitische Gationsfigur der Aargauer Rechten, verliert die Festschrift nicht mehr als zwei Sätze.

Bis in die 1970er-Jahre bildeten sich die relativ homogenen sozialen Milieus fugenlos in den politischen Kräfteverhältnissen ab, wie sie aus dem Landesstreik hervorgegangen waren. Bauern wählten BGB, Arbeiter SP, Katholische CVP und «Herren» FDP. So brachte die Hochkonjunktur nach dem Zweiten Weltkrieg der BGB (SVP) folgerichtig den Krebsgang. Die «Jungmannschaft» wanderte von der Scholle in die Industrieagglomerationen und verlor den Bezug zur Bauernpartei. Obwohl sich die Partei seit den 1960er-Jahren mit einem Mitte-Kurs für Gewerbetreibende und Selbstständige empfahl, gelang diese Öffnung so richtig erst unter völlig gewandelten Vorzeichen dreissig Jahre später – nicht in der Mitte, sondern als Kraft im rechten Spektrum. Der dominierende Freisinn geriet in den 1980er- und 1990er-Jahren in eine Identitätskrise, rechte Splitterparteien (etwa die Autopartei) vermochten sich nicht längerfristig zu etablieren – und Christoph Blocher formierte das nationalkonservative Sammelbecken mit geschicktem Themensetting und nationalistischen Kampagnen neu. Auch die SVP Aargau fuhr diese Ernte in Form von parlamentarischen Wahlerfolgen ein. Die Festschrift reflektiert dies mit einem längeren Abschnitt zur Entwicklung der SVP

Schweiz; die Aargauer Sektion habe deren «schrille Töne» und «polarisierende Plakate» nicht immer übernommen und sei, auch durch geschickte Präsidenten, von zermürbenden Flügelkämpfen verschont geblieben.

Im schweizweiten Vergleich sei die SVP Aargau «am rechten Rand des Spektrums» positioniert. Lange vermochte sie auch den Ruhm des Emporkömmlings nicht loszuwerden; SVP-Exponenten schafften es erst im 21. Jahrhundert an die Spitze des Aargauer Gewerbeverbands. Auch der Einfluss auf die traditionell freisinnige Aargauische Industrie- und Handelskammer blieb lange beschränkt. Die Zahl der Grossrätinnen in der SVP-Fraktion erhöhte sich in der Männerpartei, die das Frauenstimmrecht lange abgelehnt hatte, allmählich von 3 (1990) auf 15 (2019).

Drei Kommentare der politischen Mitbewerber von SP, CVP und FDP sowie eine Auflistung der wichtigsten Funktionäre und des politischen Personals runden die Festschrift ab. Nicht zuletzt illustriert eine Auswahl von Abstimmungs- und Wahlplakaten die Entwicklung des politischen Stils, für den die SVP berühmt-berüchtigt wurde. – *Fabian Saner, Zürich*

100 Jahre SVP Aargau. Festschrift zum 100-jährigen Bestehen der Partei im Jahr 2020. Redaktion: Rudolf Ursprung. – Windisch 2020 – 71 S., ill., Verzeichnis der Funktionäre.

Gegen die Mitte des 20. Jahrhunderts erfuhren verschiedene Frauenklöster in der Schweiz ein grosses Wachstum, ganz besonders Ordensgemeinschaften wie die Ingenboher oder die Menzinger Schwestern, die in der Schweiz wie international in den Bereichen Pflege und Bildung engagiert waren. Zu diesen Klöstern gehört auch das im luzernischen Hochdorf gelegene Baldeg, zu dem sich in den 1960er-Jahren allein in der Schweiz über 1000 Schwestern zählten, die in den ausländischen Missionen tätigen Mitglieder nicht mitgezählt. Für junge Frauen aus dem katholischen Milieu boten die Kongregationen eine Alternative zum Modell Ehe und Familie: Hier waren eine Berufsausbildung in der Pflege oder der Pädagogik möglich und anschliessend ein berufstätiges Leben mit Aufstiegsmöglichkeiten innerhalb der Ordensstruktur oder auch in der Organisation der zahlreichen Ausbildungsstätten oder Krankenhäusern. Die Historikerin und Journalistin Helene Arnet erzählt in ihrem Buch das Leben der im aargauischen Walterswil aufgewachsenen Baldegger Schwester Gaudentia (*1939), die über die Hälfte ihres Lebens in Papua-Neuguinea verbrachte und dort Teile des Gesundheitssystems mitprägte.

Das über 200-seitige Buch beginnt packend mit zwei Seiten, die mit «Die grosse Reise» betitelt sind. In aller Kürze wird gezeigt, wie die Hebamme Sr. Gaudentia am 7. Oktober 1969 als 30-Jährige nach Papua-Neuguinea flog. Es sollte ein Abschied für beinahe fünf Jahrzehnte sein, ein Abschied in eine Welt, die nicht nur wegen der geografischen Distanz ferner nicht hätte liegen können. Im Anschluss daran legt Arnet Erkenntnisinteresse und Referenzen offen: Sr. Gaudentia stammt aus der Familie des eigenen Ehemannes, die Informationen im Buch basieren vornehmlich auf länge-

ren Gesprächen mit Sr. Gaudentia während ihrer Heimataufenthalte ab 2013 und nach ihrer Rückkehr in die Schweiz im Jahr 2018. Das Buch gliedert sich im Anschluss an die Einführung in die Abschnitte zur Herkunft Sr. Gaudentias (1939 bis 1961), Ausbildung und Klostereintritt (1961 bis 1969), die Zeit im papua-neuguineischen Det (1969 bis 1998) und die Arbeit in der Hauptstadt der Provinz des Südlichen Hochlands Papua-Neuguineas (1998 bis 2018). Einschübe («Intermezzo») liefern vertiefte geografische oder geschichtliche Informationen und Abwägungen, Fotografien werden als mehrseitige Bildstrecken präsentiert.

Die Biografie zu Sr. Gaudentia zeigt vor allem den unermüdlichen Arbeits-einsatz der Baldegger Schwester, die kompetent und mit grosser Widerstandskraft in Det zusammen mit anderen Schwestern eine Geburtshilfestation aufbaute und die indigene Bevölkerung trotz anfänglicher sprachlicher und kultureller Schwierigkeiten bei der Kommunikation davon überzeugen konnte, vom medizinischen Angebot Gebrauch zu machen. Dadurch konnte die anfänglich sehr hohe – nach westlichen Massstäben vorindustrielle – Kindersterblichkeit in der Region massiv verringert werden.

Erstmals wurde in der Krankenstation 1994 eine Person positiv auf das HI-Virus getestet, Aids breitete sich ab den 1990er-Jahren auch in abgelegenen Gebieten Papua-Neuguineas aus. Sr. Gaudentia widmete sich früh der Bannung des Virus, veranstaltete Schulungen und klärte über die Verbreitungswege auf. Mit der Distribution von Präservativen widersetzte sie sich aktiv der Doktrin Roms, der zuständige Bischof habe dies und auch andere heikle Aktionen mit «Don't tell me, do it» quittiert. Sr. Gaudentia beteiligte sich schliesslich auch am wissenschaftlichen Diskurs in der Auseinandersetzung mit Aids, wurde auf Tagungen eingeladen und verfasste zentrale Dokumente dazu.

Fast ein halbes Jahrhundert lebte Sr. Gaudentia in Papua-Neuguinea, fast die ganze Zeit arbeitete sie mit der als Lehrerin und bald in Leitungsfunktionen tätigen Sr. Lukas Süess zusammen. Die Frauen erlebten neben zahlreichen medizinischen Notfällen auch kriegerische Auseinandersetzungen direkt auf ihrer Station oder hexenprozessartige Frauenverfolgungen. Die bildhaften Schilderungen Arnets machen die Leistung, Rückschläge und Widerstandskraft der Schwestern und mit der Globalisierung verbundene Entwicklungen wie die Ausbreitung von Infektionskrankheiten, Verfügbarkeit von Handelsgütern oder Zunahme der Mobilität direkt und eindrücklich greifbar. Arnet verwebt in ihrem Buch biografische Elemente elegant und stilistisch herausragend mit globalhistorisch relevanten Entwicklungen. Dass sie sich dabei vor allem auf Erzählungen einer Person stützt, ist quellenteknisch auf den ersten Blick problematisch. Die Abstützung auf weitere Gespräche aus der Familie Sr. Gaudentia Meiers, auf Gespräche mit Sr. Lukas Süess, Zeitungsberichte und Forschungsliteratur und die Transparenz im Umgang mit den Quellen hebt diese Problematik teilweise auf. Im Bewusstsein um die Ambivalenz des Begriffs «Mission» tritt der religiöse Missionsauftrag in der Erzählung stark hinter die praktische Hilfestellung, die Missionstationen leisteten, zurück. Der mehrfach explizit ausgeführte kritische Umgang mit der verwendeten Sprache und der Thematik des Kolonialismus ist wichtig, wenn auch die Monografie sich nicht als Teil des Diskurses um den (Post-)Kolonialismus versteht.

Die Biografie «Die Baldegger Schwester Gaudentia in Papua-Neuguinea» ist ein Beitrag zur (schweizerischen) Frauengeschichte, katholischer Missionsgeschichte und ein Baustein in der Aufarbeitung der Bedeutung der tätigen Frauenorden im Aufbau nicht nur der schweizerischen, sondern auch der globalen modernen Sozialstrukturen. –

Ruth Wiederkehr, Baden, Annina Sandmeier-Walt, Winterthur

Helene Arnet: Mit Gottvertrauen im Gepäck. Die Baldegger Schwester Gaudentia in Papua-Neuguinea. – Zürich: Hier und Jetzt 2020 – 214 S., ill.

Claudia Aufdermauer, Heinrich Staehelin:
Bundesrat Emil Welti 1825–1899

Wenige Politiker haben den Schweizer Staat so sehr geprägt wie Emil Welti (1825–1899), dessen Name mit der Zentralisierung der Armee, dem Gotthardbahntunnel sowie dem Rückkauf der Eisenbahn verbunden ist. Wenige Politiker fanden sich aber auch in einen so brisanten Skandal verwickelt wie er, als Emil Weltis Schwiegertochter – Lydia Escher, Tochter und Erbin des Eisenbahnmagnaten Alfred Escher – seinen Sohn für ihren Liebhaber verlassen wollte und sich schliesslich das Leben nahm. Das 2020 im Verlag Hier und Jetzt erschienene Buch von Heinrich Staehelin und Claudia Aufdermauer beleuchtet die spannende Laufbahn dieses Aargauers von der Kantonspolitik in das nationale Parlament und schliesslich in den Bundesrat.

Heinrich Staehelin hat 1978 den zweiten Band der Geschichte des Kantons Aargau (1830–1885) sowie mehrere Aufsätze zur Geschichte des Aargauer Schulwesens veröffentlicht. Claudia Aufdermauer hat 2016 zu den sogenannten «Bundesbaronen» promoviert und währenddessen bei der «Alfred Escher-Stiftung» gearbeitet. Heute ist sie als freischaffende Historikerin tätig. Dass beide an dem Buch arbeiteten, war nicht geplant: Heinrich Staehelin wurde 2007 als

Autor beauftragt, musste aber aus gesundheitlichen Gründen 2016 das Projekt verlassen, woraufhin Claudia Aufdermauer die Recherche und die Autorschaft weiterführte.

Claudia Aufdermauer übernahm die ersten 60 Seiten von Heinrich Staehelin – die Kapitel «Herkunft und frühe Jahre» und «Regierungsrat» – und ergänzte sie mit den Kapiteln «Ständerat», «Bundesrat», «Das Leben neben der Politik» und «Erinnerungskultur», die insgesamt 240 Seiten umfassen. Auffällig ist also, dass Emil Weltis Laufbahn im Aargau in den Kapiteln von Heinrich Staehelin besprochen wird, während Claudia Aufdermauer sich hauptsächlich auf sein Leben in Bern fokussiert. Die unglückliche Konsequenz dieser Aufteilung ist, dass es kaum übergreifende Analysen gibt: Die Kapitel «Regierungsrat» und «Ständerat» stehen unabhängig voneinander, obwohl Emil Welti beide Ämter gleichzeitig innehatte (1856 bzw. 1857–1866). Es ist auch dieser Aufteilung geschuldet, dass die militärische Karriere von Emil Welti, obwohl beachtenswert, kaum erwähnt wird: Er diente schon im Sonderbundskrieg (1847) und schrieb sich bei den Aargauer Truppen ein, bis er 1866 den höchsten Rang erreichte, den die Schweizer Armee in Friedenszeiten zu vergeben hat. Dass Emil Welti ausgerechnet in jenem Jahr 1866 in den Bundesrat gewählt wurde, das Militärdepartement übernahm und eine tiefgreifende Reform der Schweizer Armee anpackte, weist darauf hin, dass die Zusammenhänge zwischen seiner militärischen und politischen Karriere weiter analysiert werden sollten.

Emil Weltis politische Karriere wird überzeugend als «senkrecht» (S. 34) bezeichnet. Der 30-jährige Anwalt wurde – ein Jahr, nachdem sein Vater den Aargauer Grossen Rat verlassen hatte – 1856 in den Grossen Rat und in den Regierungsrat gewählt. Emil Welti konnte sich geschickt als «Vermittler» (S. 76) zwischen der liberalen Elite und der katholischen Opposition dar-

stellen und ging somit als grosser Gewinner aus der tiefen politischen Krise des Jahres 1862 hervor, die in Neuwahlen des Kantonsparlaments und des Regierungsrats kulminierte. 1857 wurde Emil Welti in den Ständerat gewählt, wo er sich vor allem in aussenpolitischen (sprich: militärischen) Themen einbrachte. Emil Welti wurde 1866 in den Bundesrat gewählt, nachdem er in den zwei vorherigen Wahlen (1860, 1863) schon als starker Kandidat gegen den Aargauer Bundesrat Friedrich Frey-Herosé angetreten war. Er blieb im Bundesrat bis 1891.

Nach der Reform der Armee, mit welcher sich Emil Welti in seinen ersten Jahren als Bundesrat beschäftigte, widmete er sich der Eisenbahn. Seine Wahl in den Bundesrat erfolgte auch deshalb, weil er sich die Stimmen der Bundesbarone – und vor allem die des Eisenbahnkönigs und Gründers der Schweizer Kreditanstalt, Alfred Escher – sichern konnte, indem er sich zum Bau der Gotthardbahn bekannte. Es folgte eine «gewinnbringend[e] [Zusammenarbeit]» (S. 156) zwischen beiden Männern, die an der Durchbohrung der Alpen arbeiteten. Emil Welti initiierte die Verhandlungen mit den Nachbarstaaten (Italien, Norddeutschland und Baden) und fungierte als Präsident der internationalen Gotthardkonferenz von 1869, während der Gotthardvertrag erarbeitet wurde (die Ratifikation erfolgte erst nach der Gründung des Deutschen Reiches 1871). Emil Welti setzte sich während der Krise der Jahren 1877/78 für die Nachsubventionierung der Gotthardbahn ein, was schliesslich auch zu einer massgeblichen Verschuldung der Bundeskasse führte.

Der Einfluss, den Alfred Escher auf Emil Welti ausübte, bleibt leider nur oberflächlich erwähnt: Dies ist wahrscheinlich die gravierendste Lücke des Buches. Die Familienbeziehungen werden erst im letzten Kapitel «Das Leben neben der Politik» angesprochen, und dies als von der politischen Tätigkeit Weltis getrennten Aspekt, wie der

Kapiteltitel es schon verrät. Dass Emil Welti bereit war, den Bund finanziell an der Gotthardbahn zu beteiligen, müsste auch mit Bezug auf die Beziehung zwischen den Kindern von Emil Welti und Alfred Escher analysiert werden. Friedrich Emil Welti – der einzige Sohn des Bundesrates – arbeitete 1876 und 1877 «als Volontär bei der Schweizerischen Kreditanstalt» (S. 241). Ferner stand ab 1878 eine mögliche Eheschliessung zwischen Friedrich Emil Welti und dem einzigen Kind von Alfred Escher, seiner Erbin Lydia Escher, im Raum. Alfred Escher wartete bis zur Eröffnung des Gotthardbahntunnels 1882, bevor er die Eheschliessung annahm. Durch diese Eheschliessung bekam die Familie Welti Zugriff auf das Vermögen Escher, und wurde somit Teil des Schweizer Grossbürgertums. Für die Familie Welti bildete diese Eheschliessung den Höhepunkt eines bemerkenswerten sozialen Aufstiegs, der im Ölporträt von 1887, das als Titelbild für das Buch gewählt wurde, seinen klarsten Ausdruck findet. Dass die Autorin und der Autor diese Annäherung zwischen der Familie des Vorstehers des Eisenbahndepartements und des Eisenbahnkönigs in einer Art Epilog besprechen, hinterlässt bei der Leserschaft mehr Fragen als Antworten.

Das Buch ist das Ergebnis eines langen Projekts, das unter dem Autorenwechsel litt. Dennoch muss Claudia Aufdermauers Leistung anerkannt werden, die das Manuskript in rund zwei Jahren fertigstellte und dafür eine erhebliche Menge von noch nicht ausgewerteten Quellen erarbeitete. Die detailreiche Darstellung des Alltags eines Bundesrats ist eine wertvolle Ergänzung unseres bisherigen Wissens zu persönlichen Aspekten der Bundespolitik im 19. Jahrhundert. Auch der Welti-Escher-Skandal ist meisterhaft erzählt. – *Séveric Yersin, Basel*

Aufdermauer, Claudia; Staehelin, Heinrich: Bundesrat Emil Welti 1825–1899. – Baden, Zürich: Hier und Jetzt 2020 – 336 S., ill.

Reto Bucher: Arme Siechen?

Als im Mai 2014 im Siechebifang in Laufenburg ein weiterer Abschnitt des römischen Vicus von Laufenburg ausgegraben wurde, fand man überraschend die Reste eines kleinen Kellers. Im Lauf der Ausgrabung zeigte sich, dass dieser dem Spätmittelalter zuzuordnen ist. Die aus dem Keller geborgenen spätmittelalterlichen Gefässe bilden den grössten spätmittelalterlichen Geschirrkomplex, der bis anhin im Kanton Aargau gefunden wurde.

Es ist erfreulich, dass unter der Leitung von Georg Matter und Peter Frey die Auswertung des Fundes priorisiert wurde und nun die Monografie der Kantonsarchäologie Aargau dazu vorliegt. Der Autor Reto Bucher hat mit seiner 2016 an der Universität Zürich abgeschlossenen Masterarbeit zum spätmittelalterlichen Kellerfund im Siechebifang einen umfassenden Beitrag über diese Fundstelle verfasst.

Entstanden ist eine reich mit Farbbildern illustrierte, auch für Laien gut verständliche Publikation. Sie vereint die wissenschaftliche Auswertung der archäologischen Befunde und Funde des 15. Jahrhunderts anschaulich im lokalen historischen Kontext sowie zeitgenössischen Vergleichen, die 1996 in der Jahresschrift der Fricktalisch-Badischen Vereinigung für Heimatkunde «Vom Jura zum Schwarzwald» publiziert wurden.

Nach der Einführung und Erklärung des Befundes folgt eine Einleitung zu den Siechenhäusern im Gebiet der heutigen Schweiz. In einem reich bebilderten und informativen Kapitel über die vielen intakt geborgenen spätmittelalterlichen Gefässe, erhält die Leserschaft einen Einblick in das Formenspektrum der spätmittelalterlichen Keramik von Laufenburg. Dabei kommen die schlanken, sehr ästhetischen Formen der spätmittelalterlichen Gefässe durch die exzellent ins rechte Licht gerückten Foto-

grafien von Bela Polyvas zur Geltung. Im Weiteren folgen die für ein Siechenhaus typischen Schröpfköpfe als medizinische Geräte. Kleine, aber umso speziellere Funde wie das Fragment einer italischen Majolika, einer sogenannten Panata, sowie Teile einer Pilgerflasche und ein Stück einer Jakobsmuschel aus Santiago de Compostela weisen auf weitgereiste Leprakranke, die das Siechenhaus von Laufenburg einst beherbergte. Ein Kachelofen wird durch zahlreiche Fragmente von Tellerkacheln und einigen reliefverzierten Ofenkacheln belegt. Ohne Vergleich in der Nordwestschweiz ist ein als Ofenaufsatz interpretiertes auf der Töpferscheibe hergestelltes Objekt in Form eines Pinienzapfens.

Die wissenschaftliche Einordnung und Statistik der Funde mittels Diagrammen ist für die wissenschaftliche Arbeit von Belang. Für den Laien ist die schiere Menge an Gefässen im ausführlichen Katalog eindrucklich.

Im zweiten Teil der Publikation folgt die Auswertung der gefundenen Tierknochen. Unter dem Titel «Schweinefrass» folgert die Wissenschaftlerin Sabine Deschler-Erb, dass vor allem junge, zarte Schweine und Schinken verspeist wurden. Dazu kommen junge Schafe, Ziegen und Hühner, also eine durchwegs beachtliche Menge guten Fleisches, die die Leprakranken verzehrt haben.

Aufgrund der jüngsten Funde setzt Reto Bucher die Zerstörung des Siechenhauses von Laufenburg in das ausgehende 15. Jahrhundert, dies obwohl zahlreiche Töpfe einer älteren Formsprache verhaftet sind. Hier ergibt sich für die Wissenschaft wieder einmal die Möglichkeit, über Altstücke in Kellern zu diskutieren. Zum Zeitpunkt und dem Anlass der Zerstörung des Siechenhauses äussert er sich vorsichtig für die Zeitstellung um 1500, mit dem Hinweis auf eine mögliche Folge des Schwabenkrieges von 1499.

Der Forschungshorizont ist in Bezug zum Befund etwas eng gesetzt. Vergleich

che zu spätmittelalterlichen Siechenhäusern und Kellern im Gebiet der habsburgischen Vorlande entlang des Ober- und Hochrheins sowie dem Elsass hätten den Befund noch etwas besser untermauert. Zum Preis von 25 Franken eine erschwingliche, schöne und lesenswerte Publikation, die sich auch immer wieder zum gelegentlichen Blättern und Vergleichen lohnt, und für die Wissenschaft ein hoffentlich viel zitiertes Werk darstellen wird. – David Wälchli, Staffelbach

Bucher, Reto; Deschler-Erb, Sabine: Arme Siechen? Laufenburg-Siechebifang: Ein aussergewöhnlicher Einblick in das Inventar eines spätmittelalterlichen Siechenhauses. – Reihe Archäologie im Aargau. – Basel: Librum 2020 – 192 S., ill.

Manuel Cecilia: F. Aeschbach AG

Nicht nur eine Einzelpublikation ist anzuzeigen, sondern auch die neue Buchreihe: «Aargauer Industriegeschichten». Die Herausgeberin, das Museum Aargau, wollte zur Ausstellung «Von Menschen und Maschinen – Streifzug durch die Aargauer Industriegeschichte» nicht einen traditionellen Katalog produzieren, sondern mit einzelnen Heften das Bild des Industriekantons Aargau in seiner historischen Bedeutung und seiner regionalen Vielfalt vertiefen. Die Wahl des Verlages, «der einen professionellen Vertrieb im gesamten deutschsprachigen Raum sichert» – so Marco Castellaneta, Direktor Museum Aargau, im Vorwort –, soll dies über den Kanton hinaus gewährleisten.

Bei der Konzeption der Reihe war für den Herausgeber noch ein weiterer Punkt zentral: Das Museum Aargau verbin-

det man in der breiteren Öffentlichkeit mit den Schlössern. Die Ausstellung im SBB-Historic-Gebäude in Windisch soll wie die Buchreihe helfen, auf die weiteren Tätigkeiten der Institution hinzuweisen, so auf das Sammlungszenrum in Egliswil. Dort hat der Projektleiter der Buchreihe, Rudolf Velhagen, in den letzten Jahren gezielt auch Dokumente zur Industriegeschichte des Aargaus zusammengetragen. Mit monatlichen «Führungen durch die Schatzkammer» und «Museumtalks» zu einzelnen Objekten öffnet die Sammlung dosiert ihre Tore.

Band 1 der Aargauer Industriegeschichten ist einer Firma gewidmet, die seit 1987 nicht mehr besteht, der Aarauer F. Aeschbach AG. Ihr zentrales Produkt, die 1905 patentierte Teigknetmaschine «Arto-fex», wurde mit grossem Erfolg exportiert. Der Text von Manuel Cecilia ist auf die Lebensgeschichte des Gründers Friedrich Aeschbach (1856–1936) fokussiert, was der Untertitel auch gut zusammenfasst: vom Messerschleifer zum Taktgeber im Backgewerbe. Die reformierten Vorfahren waren aus Süddeutschland in den Berner Aargau eingewandert und wie Friedrichs Vater Johann als Schlosser tätig: 1762 trugen elf der 60 Schmiede-Werkstätten im bernischen Aargau den Namen Aeschbach.

Die Lehr- und Wanderjahre Friedrichs gipfelten im Besuch des neu eröffneten Winterthurer Technikums. 1883 bezog er im Aarauer Hammer mit H. J. Eichenberger eine Werkstatt. Selbst für Reparaturen und kleinere Auftragsarbeiten mussten die beiden Klinken putzen. Doch Aeschbach wollte mehr: Er entwickelte und erfand diverse Maschinen. Insgesamt liess er bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges beinahe 40 Erfindungen patentieren. 1892 kaufte er im Torfeld Land für eine grössere Fabrik. Mit dem Erfolg der Bäckereimaschinen wuchs die Arbeiterschaft: 1919 waren es über 100 Mitarbeitende, bei seinem Tod 350. Noch ein Datum aus der Zeittafel im

Anhang: «1908: Es entstehen Zweigniederlassungen und bald darauf auch Tochterwerke im Frankreich und Grossbritannien.»

1936 verstarb der aktive und innovative Firmenchef. Der weiteren Geschichte widmet der Autor nur noch einen pauschalen Abriss. In einem Titel etwa steht: Die «gut organisierte Arbeiterschaft trug massgeblich zur gewerkschaftlichen Entwicklung der Stadt Aarau bei». Gerne hätte man auch darüber mehr gelesen.

Grossen Raum nehmen die historischen Fotos mit informativen Legenden ein: Knet- und Rührwerke, Backöfen, ja ganze Backstuben, Aufnahmen der Werkhallen von innen und aussen, Luftaufnahmen der Areale, weiter Fotos der Arbeiterschaft respektive des Firmenchefs und der Firmenleitung. Rührend ist eine frühe Aufnahme von Friedrich Aeschbach um 1890 bei der Präsentation einer Käse-Schneidemaschine. Gebannt blickt der Tüftler auf seine neue Erfindung: Funktioniert sie richtig?

Mit dem abwechslungsreich gestalteten Buch «F. Aeschbach AG» legt das Museum Aargau einen gelungenen ersten Band der Reihe Aargauer Industriegeschichten vor. Das Interesse auf die weiteren Bände ist gross. Bei der Drucklegung dieser Besprechung waren die weiteren Themen noch nicht spruchreif. –*Dieter Kuhn, Wohlen*

Cecilia, Manuel; Museum Aargau (Hg.): F. Aeschbach AG. Vom Messerschleifer zum Taktgeber im Backgewerbe. Aargauer Industriegeschichten, Band 1. – Zürich: NZZ Libro 2021 – 64 S., ill.

Christkatholische Kirchgemeinde Rheinfelden (Hg.): Das Chorherrenstift St. Martin

Insgesamt neun Autorinnen und Autoren widmen sich der Geschichte und der Gegenwart des Chorherrenstifts St. Martin in Rheinfelden 1870 bis 2020. Nach dem Editorial von Chris Leemann beschreibt das erste Kapitel die Aufhebung des Stifts am 25. November 1870. Eingefügt im gleichen Kapitel ist eine zehn Seiten umfassende Geschichte des Stifts von den Anfängen um 1130 bis hin zur barocken Überprägung des Kirchenbaus sowie ein Exkurs über das Vatikanische Konzil unter Papst Pius IX., das die Unfehlbarkeit des Papstes erklärte und 1873 zur Lossagung der neu gegründeten Christkatholischen Gemeinde Rheinfeldens von der römischen Kirche im Jahr 1873 führte.

Die weiteren Ausführungen beschreiben in spannend verfassten biografischen Zeitfenstern das Wirken und Leben im damals liberal geprägten Rheinfelden. Persönlichkeiten wie Ignaz von Wessenberg und Hubert Reinkens fanden in Stadtpfarrer Carl Schröter einen begeisterten Anhänger, der damals für die katholische Kirche revolutionären Ansichten äusserte. Die geschichtlichen Fakten sind mit Zitaten einer umfassenden Recherche aufgelockert.

Es folgt ein reich bebildertes Kapitel über Handschriften, Bücher und das Musikalienkonvolut aus der Stiftsbibliothek, die sich einst über der Sakristei befand. In Zusammenarbeit mit Selma Akbas wird auf 18 Seiten der Werdegang der Stadtkirche von der Renovation 1888 bis zum «Streusselkuchenverputz» von 1924 beschrieben, dem eine lange, nervenaufreibende Vorgeschichte um die Statue des heiligen Martin voranging. In den 1980er-Jahren fand die barocke Rekonstruktion des Vorwerks die Zustimmung der Kantonalen Denkmalpflege.

Insofern liegt auch in der Entdeckung des Hungertuches durch Bruno Häusel im Jahr 1977 bereits ein Stück dokumen-

tierte Zeitgeschichte, in dem er das damals hinter dem Hochaltar an wurmstichige Bretter angenagelte Leinengewebe ablöste. Die Ikonografie dieses Hungertuches wird von Kurt J. Rosenthaler detailliert beschrieben. Es folgen ein Restaurierungsbericht sowie eine kunsthistorische Einordnung in Bezug auf ähnliche Hungertücher in der Schweiz.

Mit den «treuen Kirchgängern» meint der Autor Andreas Beck eine Kolonie von Grossen Mausohren, die im Dachstuhl des Seitenschiffs der Stadtkirche beheimatet ist. Die seit 1978 geschützte Gattung von Kleinsäufern wird von Ruedi Gass seit vielen Jahren betreut.

Den Heiligen drei Königen des Grand Hôtel Trois Rois als mögliches Werk des Rheinfelder Bildhauers Johann Isaak Freitag widmet Selma Akbas in Bezug zur brocken Ausstattung des Chorherrenstifts und der Rheinfelder Bildhauerdynastie ein weiteres Kapitel

Das Archiv des Chorherrenstiftes und der Christkatholischen Kirchgemeinde wird durch die beiden Bearbeiter David Mach und Felix Bacher beschrieben.

Es folgen Ausführungen über den 1931 gegründeten Paramentenverein. Heute wird der einmalige Bestand an barocken Kaseln, Stolen und eines Kelchvelums durch vier ehrenamtlich tätige Frauen der Kirchgemeinde gepflegt. Die Leserin oder der Leser erhält viele Informationen zur Pflege und Aufbewahrung dieses einmaligen textilen Schatzes.

Zum Schluss folgt die Chronik der Stadtpfarrer zu St. Martin von ihrem ersten christkatholischen Vertreter Carl Schröter bis hin zum aktuell wirkenden Pfarrer Peter Grüter. Aufnahmen von Erstkommunikanten ergeben reizende Bilder durch die Modewelt des 20. Jahrhunderts.

Im Anhang folgen die vollständige Transkription des durch Kaiser Joseph I. ausgestellten Siegelprivilegs zu St. Martin aus dem Jahr 1709 sowie ein in den Rhein-

felder Neujahrsblättern 2020 publizierter Artikel von Pfarrer Peter Grütter über das Rheinfelder Fastentuch.

Gerade die beiden letzten lesenswerten Texte hätten einen prominenteren Platz in der Publikation verdient. Auch wäre ein kurzer Abschnitt zum Kulturkampf, der die Dorfgemeinschaften des unteren Fricktals entzweite, angebracht gewesen, zumal man diese Geschehnisse heute aus der zeitlichen Distanz beurteilen kann. Eine etwas straffere Redaktion hätte zudem den etwas überladenen Bildteil zugunsten eines breiteren, aus der Zeit auch distanzierteren Inhalts zum Kulturkampf geführt. Die Gestaltung erscheint modern, zuweilen wirkt sie wegen häufig wechselnden Schriftgrössen zu unruhig. Der abschnittsweise im Negativ erscheinende Druckerschwartz zudem das Lesen der aufgeführten Quellen und Anmerkungen. Der Leser wird buchstäblich in die Kapitel geworfen, da Titel fehlen und der Übergang zu den einzelnen Kapiteln fließend gestaltet ist. In der einleitenden, ausführlichen Gründungsgeschichte des Stifts wären Rekonstruktionspläne der romanischen und gotischen Vorgängerbauten selbsterklärend gewesen und hätten einer breiteren Leserschaft die Auflistung der geschichtlichen Fakten zum Kirchenbau und dessen Bedeutung verständlicher gemacht.

Der Wert der Publikation liegt meines Erachtens im Zeitdokument, das sich die Christkatholischen Kirchengemeinde geschaffen hat. Mit ihrem Engagement zum Erhalt dieses Kulturschatzes haben sich die Schreibenden und ehrenamtlich Engagierten für ein wertvolles Kulturgut eingesetzt. – *David Wälchli, Staffelbach*

Akbas, Selma; Bacher, Felix; Hindermann, Lucy; Leemann, Chris; Mache, David; Marchal, Guy; Pfisterer, Claus; Rosenthaler, Kurt J.; Strub, Edi; Suter, Dinah; Christkatholische Kirchgemeinde Rheinfelden/Kaisergaugst (Hg.): Rheinfelder Neujahrs-

blätter (Zsarb.): Christkatholische Kirchgemeinde. Das Chorherrenstift St. Martin, sein Ende und das Danach. Beiträge zur Geschichte der Stadtkirche Rheinfelden von 1870 bis 2020. – Rheinfelden 2020 – 223 S., ill.

Nicole Dreyfus, Roy Oppenheim:
«In weiser Voraussicht gegründet»

Die jüdische Geschichte der beiden Gemeinden Lengnau und Endingen ist inzwischen verschiedentlich dargestellt worden (vgl. auch Rezension zu Jacques Picard, Angela Bhend-Schaffner: Jüdischer Kulturraum Aargau, in dieser Ausgabe). Die Bedeutung davon für das aargauische Kulturerbe ist unbestritten, wie zwei für die Geschichte der kantonalen Kulturpolitik prägende Männer, André F. Moosbrugger und Jürg A. Bossardt, in Form eines Vorworts beziehungsweise Erinnerungsabschnitts in der vorliegenden Schrift belegen. Auch aus schweizerischer und europäischer Sicht ist insbesondere das bauliche Erbe einzigartig. Die nicht ganz 100-seitige Schrift der Zürcher Journalistin und Historikerin Nicole Dreyfus und des für die Vermittlung jüdischer Kultur und Geschichte engagierten Lengnauers Roy Oppenheim stellt die Geschichte des 1920 gegründeten Vereins zur Erhaltung der Synagogen und des Friedhofs Endingen-Lengnau dar und ergänzt somit die bereits publizierten Forschungsergebnisse zu den Synagogen und zum ältesten Jüdischen Friedhof der Schweiz, der seit 1750 in Betrieb ist.

Die Festschrift gliedert sich in sieben unterschiedlich lange thematische Kapitel, deren Fokus vor allem auf der Kul-

turgeschichte des Friedhofs (und nicht etwa auf den im Vereinstitel ebenfalls erwähnten Synagogen) liegt. Zunächst werden die Anfänge des Vereins und anschliessend dessen Entwicklung bis in die Gegenwart dargestellt. Anschliessend ergänzen vier Teilkapitel Aspekte der Friedhofsgeschichte: von der Erfassung der Gräber und Grabsteine über verschiedene Gräber bedeutender Personen zu einem Abschnitt über jüdische Traditionen und Konventionen im Zusammenhang mit dem Sterben bis zur Darstellung der Pflege des Friedhofs. Kurze Sondertexte zum Beispiel zur «Judenäule», einer Rheininsel bei Waldshut, wo bis ins 18. Jahrhundert Surbtaler Jüdinnen und Juden begraben wurden, durchbrechen den Fliesstext. Ebenfalls sind über das Buch hinweg zehn längere Statements von Vereinsmitgliedern, zum Beispiel Ruth Dreifuss, verteilt. Ihnen gemein ist das Anliegen, jüdische Zeugen im Surbtal zu erhalten und zu pflegen. Zahlreiche historische Fotografien und einzelne Abbildungen von Quellen, aber auch eine längere Bildstrecke zum Friedhof ergänzen das Büchlein.

Die Gründung des Vereins fällt in eine Zeit, in der die Abwanderung der jüdischen Surbtalerinnen und Surbtaler die Gemeinden bereits stark hatte schrumpfen lassen. Initianten waren schliesslich nicht Surbtaler, sondern der in Baden wohnhafte Emil Guggenheim und der Zürcher Gustav Dreifuss, die 1920 zur Äufnung eines Fonds zur Erhaltung der wichtigen Zeugen jüdischer Geschichte im Surbtal aufriefen. Der Verein engagierte sich beim Unterhalt und war bei den grossen Renovationen beider Synagogen in den 1980er-Jahren engagiert, die jedoch nicht ohne kantonale, kommunale und weitere Gelder aus Stiftungen hätten umgesetzt werden können. Auch der Erhalt der Lengnauer Mikwe 2009 ist mitunter Verdienst des Vereins. Die Schrift bietet zahlreiche interessante Details zur Pflege beispielsweise des Friedhofs, der durch Surbtaler

Gärtner und Steinmetze bestritten wird. Der Erhalt der teilweise über 200-jährigen Grabsteine ist herausfordernd.

Die Schrift ergänzt auch dank der zahlreichen Statements von Vereinsmitgliedern die bisherigen Darstellungen um wichtige mikrohistorische Einblicke. Dass für den thematisch gegliederten Fliesstext das historische Präsens als Erzählzeit verwendet wurde, macht die Sprünge zwischen den Kapiteln und über die Sondertexte und Statements hinweg teilweise anspruchsvoll. Bedauerlich sind die fehlenden Quellenverweise; nur das Archivverzeichnis zeigt, wie breit die Quellenbasis für die Erstellung der Schrift ist. Hingegen erleichtert die vielfältige Komposition der Schrift den Einstieg auf fast jeder beliebigen Seite und die zeitgenössischen Aufnahmen des Friedhofs erfreuen dank ihrer Ästhetik. – *Ruth Wiederkehr, Baden*

Nicole Dreyfus; Roy Oppenheim: «In weiser Voraussicht gegründet». 100 Jahre Verein zur Erhaltung der Synagogen und des Friedhofs Endingen-Lengnau. – Hg. Verein zur Erhaltung der Synagogen und des Friedhofs Endingen-Lengnau – 96 S., ill.

Paul Ehinger: Die Aargauische Vaterländische Vereinigung

Es ist selten, dass eine Jubiläumsschrift gleichzeitig als Nachruf auf eine staatspolitisch einst bedeutsame Vereinigung erscheinen kann. Erfolgt dies zeitnah und aus dem inneren Kreis wie mit der Monografie über die Aargauische Vaterländische Vereinigung (AVV), entsteht daraus ein aufschlussreiches Zeitzeugnis, das aus einer Binnenperspekti-

ve weit über den eigentlichen Verein hinaus die Weltanschauung, das Personal und die Aktivitäten des bürgerlich-konservativen Milieus in der deutschsprachigen Schweiz für die Nachwelt festhält. Der Verfasser Paul Ehinger (geb. 1938) aus Küngoldingen, von 1988 bis 2003 Chefredaktor des Zofinger Tagblatts und danach Autor verschiedener Werke zur Geschichte von Schweizer Studentenverbindungen, arbeitete von 2010 bis 2019 im Vorstand der AVV mit.

Die Gründung der AVV erfolgte als Reaktion auf den Landesgeneralstreik von 1918. Spätestens seit den 1930er-Jahren blieb ihre Tätigkeit umstritten, unter anderem des letztlich politisch kompromittierten Schweizerischen Vaterländischen Verbandes (SVV, 1919–1948) wegen, der ideell und personell aus dem Aargau hervorgegangen war. Während der Kriegsjahre segelte die AVV durch die breite Unterstützung der Geistigen Landesverteidigung im landesweiten Mainstream – nun in der Abwehr des Nationalsozialismus. Der Kampf gegen den Kommunismus wurde während des Kalten Krieges wiederaufgenommen. In dieser Zeit liest sich die Prominenz in der AVV wie ein «Who is who» des bürgerlichen Aargaus – Politiker, Militärs, Wirtschaftsführer. Als sich mit den gesellschaftlichen Veränderungen die mit der Jahreszahl 1968 verbunden werden, die Nachkriegsschweiz zu wandeln begann, verlor der Verein einen Teil seiner Legitimation. Er sah sich zunehmend falsch verstanden. Mit dem Ende des «Kurzen 20. Jahrhunderts» ging er sogar noch seines ärgsten Feindes verlustig. Ein letztes Aufbäumen in den 1990er-Jahren, als die Schweiz wegen ihres Verhaltens im Zweiten Weltkrieg unter Druck geriet, konnte nicht kaschieren, dass sich die AVV überlebt hatte. Andere Zusammenschlüsse und politische Parteien hatten die konservativen Positionen übernommen und die Initiative auf diesem Feld übernommen. Soweit das Narrativ der chronologisch auf-

gebauten, an den jeweiligen Präsidenten orientierten Darstellung.

Paul Ehinger hatte mit dem vorliegenden Buch keine einfache Aufgabe übernommen. Zwar liegen bedeutende Archivbestände der AVV im Staatsarchiv Aargau (Schenkung des vormaligen Depots im Jahr 2020) und des SVV im Bundesarchiv (seit 1969). Dazu verbessern schmale Privatarchive die Quellenlage, ebenso die entsprechenden Vereins- und Verbandsorgane (z. B. AVV-Bulletin und «Die Lupe»). Trotzdem bleiben empfindliche Lücken in der AVV-internen Überlieferung. Besonders die Fünfzigerjahre sind schlecht dokumentiert. Für 1956 bis 1959 ist nicht einmal der Name des Präsidenten überliefert. Deshalb kam Ehinger nicht umhin, aus dem dritten Band der Aargauer Geschichte von Willi Gautschi zu schöpfen, ebenso aus der von Daniel Heller verfassten Biographie von Eugen Bircher, bis 1927 erster AVV-Präsident.

Deshalb sind die ersten 60 Seiten, die die Gründungsphase und das erste Jahrzehnt der AVV abdecken, auch am ergiebigsten geraten. Dass aus dieser Zeit zahlreiche Quellen und Abbildungen abgedruckt sind, ist besonders verdienstvoll. Die neuste Literatur zum Thema fehlt nicht. Aufschlussreich ist auch die Schilderung der letzten drei Jahrzehnte (ab S. 164): Als der Kalte Krieg zu seinem Ende gekommen war, begann sich die Vereinigung in medienpolitische, bildungspolitische, wehrpolitische, sozialpolitische, migrationspolitische, gesundheitspolitische und vermehrt aussenpolitische Debatten einzubringen. Dabei greift der Autor auf sein Archiv, Presseerzeugnisse und eigene Erinnerungen zurück, was die AVV-Vereinsgeschichte zu einem wertvollen Zeitdokument macht. – *Patrick Zehnder, Birmenstorf*

Ehinger, Paul: Die Aargauische Vaterländische Vereinigung [1918–2019]. Für die Freiheit – gegen den Kommunismus – Zofingen 2020 – 266 S., ill.

Regelmässig und oft wenig beachtet erscheinen Jahr für Jahr lokalgeschichtlich ausgerichtete Publikationen, die von grossem dokumentarischen Wert sein können. Ein Beispiel dafür ist die illustrierte Biografie von Marie Heim-Vögtlin (1845–1916), die ihre Kinderjahre in Bözen verlebte. Erarbeitet und herausgegeben wurde das «Leben in Bildern» von Urs Frei. Der Fricktaler lebt seit fast fünf Jahrzehnten in Bözen, und aus dieser Perspektive geht er seine Arbeiten an, zum Beispiel die Festschrift zu «350 Jahren Kirche Bözen» aus dem Jahr 2017.

Der pensionierte Tierarzt ist zweifellos einer der besten Kenner der Bözer Dorfgeschichte und beginnt doch in aller Bescheidenheit: «Das vorliegende Buch bringt keine neuen Fakten. Es möchte vielmehr die Lebensstationen von Marie Heim-Vögtlin anhand von alten und zum Teil neuen Fotos und Texten illustrieren.» (S. 6) Tatsächlich basiert die Lebensbeschreibung auf den Werken von Johanna Siebel und von Verena E. Müller.* Gleichzeitig schöpft sie aus dem ETH Bildarchiv und aus dem Privatarchiv der Familie Heim.

Die knapp hundert Seiten folgen chronologisch den Lebensstationen vom Bözer Pfarrerhaus über verschiedene Schulen, zahlreiche Sanatorien, eine erste Arbeitsstelle bis nach Zürich, Leipzig und Dresden. Dort studierte und assistierte Heim-Vögtlin. Schliesslich fand sie in Limmatathen ihre berufliche Erfüllung und gründete eine Familie. «Auch wenn Marie im jugendlichen Alter schon früh aus Bözen wegzog, hatte sie doch lange immer noch Kontakt zu einigen Leuten.» (S. 14) Die Widrigkeiten bei der Zulassung einer Frau zum Medizinstudium, der Einsatz für die Unterprivilegierten in der rasch wachsenden Industriestadt und das Engagement für die Frauenbildung und damit für die Frauenrechte kommen zur Sprache. Dies

geschieht in Auszügen aus der reichen Privatkorrespondenz. Biografische Skizzen, etwa von Maries Tante Rosa Rahn-Vögtlin (1820–1898), ergänzen die Ausführungen.

Urs Freis Verdienst ist es, die Schauplätze von Marie Heim-Vögtlins Biografie ins Bild gesetzt zu haben; ebenso die Gedenktafeln in Bözen und Zürich sowie die Schilder jener Strassen, die in Zürich, Brugg, Bözen, Aarau, Berlin-Lichterfelde und Allschwil ihren Namen tragen. Wer sich für die erste Ärztin der Schweiz interessiert, findet in diesem Werk Anregungen aus lokaler Perspektive und liest dazu am besten die Lebensbeschreibung von Verena E. Müller. Das Leben in Bildern hätte gewonnen, wären die aufschlussreichen Briefpassagen und Bilder datiert und die Quellen angegeben. – *Patrick Zehnder, Birmenstorf*

* Siebel, Johanna: Das Leben von Frau Dr. Marie Heim-Vögtlin der ersten Schweizer Ärztin. Zürich/Leipzig/Stuttgart 1918; Müller, Verena E.: Marie Heim-Vögtlin – die erste Schweizer Ärztin (1845–1916. Ein Leben zwischen Aufbruch und Tradition. Baden 2007.

Frei, Urs: Marie Heim-Vögtlin. Die erste Schweizer Ärztin. Ihr Leben in Bildern. – Frick/Bözen: Zumsteg Druck/Eigenverlag 2020 – 94 S., ill., 7 Karten.

Die Architekturzeitschrift «Hochparterre» veröffentlicht neben den zehn regulären Ausgaben ihres Magazins Themenhefte, in denen sich die Redakteurinnen und Redakteure in ein spezifisches Thema vertiefen. Dieses Konzept ist klug: Die Themenhefte sind üblicherweise Auftragsarbeiten, die an Hochparterre herangetragen und entsprechend honoriert werden. Damit erreichen die Auftraggeberinnen und Auftraggeber der Themenhefte, die sich notabene stets mit Architektur und Raumentwicklung befassen, ein grosses und an den Inhalten interessiertes Publikum. Im vorliegenden Fall ist es die Gemeinde Oftringen im Verbund mit einer stattlichen Anzahl von Firmensponsoren.

Im März 2020 erschien «Am Kreuz der Autobahnen». Es ist das Porträt einer Gemeinde, die man im Inventar schützenswerter Ortsbilder vergeblich sucht. Oftringen ist ein vernarbtes Opfer der Bauwut in den «Trente Glorieuses» nach dem Zweiten Weltkrieg, dessen Bevölkerung sich innert einer Generation verdreifachte. Verfasst hat die Schrift mit Köbi Gantenbein ein Urgestein der Schweizer Architekturkритikerszene sowie Mitbegründer und Verleger von Hochparterre. Die Einladung dazu kam von Oftringens leitendem Gemeindeplaner Peter Göldi. Dieser war bis 2015 Stadtarchitekt von Chur und verliess den Ort im Unfrieden, was den Bündner Gantenbein damals zu einem scharfen Kommentar mit Pfeilspitzen gegen den Churer Stadtrat anregte. Die Vertragspartner für das fünf Jahre später erscheinende Themenheft waren also zwei, die sich fachlich (und vermutlich privat) gut verstehen. Natürlich: Wenn die Gemeinde als klar deklarierte Auftraggeberin in Erscheinung tritt, darf nicht erwartet werden, dass die immens problematischen Seiten der Oftringer Raumentwicklung in den letzten Dekaden zum Kern der Analyse

gemacht werden. Verschwiegen werden sie aber keineswegs.

Dreh- und Angelpunkt des Themenhefts ist das 20-geschossige eo-Hochhaus, welches 1970 an jener Stelle in Oftringen fertiggestellt wurde, welche den Ort zur «wahren Mitte des Landes» machten, wie Gantenbein schreibt: Seit Generationen befindet sich hier die Kreuzung der einstigen Überlandstrassen zwischen Basel und Luzern sowie zwischen Zürich und Bern. 1970 war indessen die Autobahn bereits eröffnet, und mit der Verzweigung der heutigen A1 und A2 im Wiggertal wurde die vielleicht wichtigste Strassenkreuzung der Schweiz um ein paar hundert Meter verschoben. Wer sich über die Autobahn Oftringen nähert, sieht es von weit her: Das eo-Hochhaus ragt als solitäre Landmarke aus dem Ortsbild heraus und lässt die Reisenden wissen, wo einst alle Wege hinführten.

Gantenbein hat als einer der besten Kenner des hiesigen Architektur- und Planungsschaffens der letzten Jahrzehnte ein süffig geschriebenes Schreibstück abgeliefert und dabei zum wiederholten Mal unter Beweis gestellt, was das Hochparterre seit Anbeginn sein will: Eine allgemein verständliche Fachzeitschrift oder wie es die Gründer einst sagten: Der «Blick» für Architektinnen und Architekten. Reich bebildert ist das Heft mit so unaufgeregten wie ästhetisch ansprechenden Fotografien von Damaris Betancourt. – *Fabian Furter, Baden*

Gantenbein, Köbi: Am Kreuz der Autobahnen. Eine Raum-, Planungs- und Sozialgeschichte der Gemeinde Oftringen. Hochparterre Themenheft, März 2020. – Zürich: Verlag Hochparterre 2020 – 31 S., ill.

Aus dem Kloster Königsfelden sind über 1100 Schriftstücke überliefert. Die meisten werden heute, nachdem sie nach der Auflösung des Klosters nach Bern gekommen waren, wieder im Aargau, im Staatsarchiv, aufbewahrt. In einem Nationalfondsprojekt der Universität Zürich, Lehrstuhl Teuscher, und dem Staatsarchiv Aargau, wurden die Schriften transkribiert und digitalisiert. Im Zuge dieser fundamental wichtigen Erfassung entstand dieses eindrucksvolle Werk von Tobias Hodel.

Er untersucht das Konvolut auf vier Fragen: Wer produziert die Schriftstücke und wieso? Was sagen uns die Annotationen auf der Rückseite der Dokumente über den Gebrauchs- und Ordnungswandel? Warum und wie wurden die Schriften abgeschrieben und geordnet? Wie wurden die Dokumente aufbewahrt und was lässt sich daraus schliessen?

Tatsächlich sind die Intentionen der einzelnen Agierenden aus den Schriftstücken, ihrer Herstellung wie auch ihrer Zweitverwendung gut herauslesbar. Vor allem der Vergleich der Urkunden und Einzelblatt-schriftstücke mit den Kopialbüchern ist ergiebig. Nicht die Überlieferung des Schriftguts an sich, sondern die Komposition der Schriftstücke war das Ziel. Was überliefert wurde, ist nicht Zufall, sondern gezielt gewählt. Die Kopialbücher aus Königsfelden sind definitiv kein objektives Ordnungssystem, sondern mit einem jeweiligen Zweck verbunden. Die wechselvolle Geschichte des Klosters bildet sich in den verschiedenen Aufbewahrungspraktiken deutlich ab.

Ein neuer Ansatz in den Geschichtswissenschaften sind die Digital Humanities. Dieses interdisziplinäre Fach nutzt computergesteuerte Verfahren und digitale Ressourcen zum Beispiel für quantitative Textanalysen oder der Visualisierung kom-

plexer Datenstrukturen. Hodel listet alle in den Schriftstücken erwähnten Eigennamen auf und lässt mittels des Computerprogramms ihre Verbindungen untereinander auswerten. Es entstehen sogenannte Cluster, die die Abhängigkeiten der Protagonistinnen und Protagonisten sichtbar machen. Wer erscheint mit wem gemeinsam als Zeuge? Wie waren die Personen sonst noch vernetzt? Welche Persönlichkeit war Mittelpunkt wichtiger Handlungen für das Kloster? Die herausragende Stellung Königin Agnes von Ungarn wird bestätigt, ebenso die des Hofmeisters Fricker; neue Namen, wie den des gut vernetzten Hofmeisters Ammann, überraschen. Wie der Autor in seinem Fazit aufzeigt, kann diese Herangehensweise nur eine Ergänzung zur historischen Recherche sein. Allenfalls können die Digital Humanities neue Fragestellungen aufwerfen oder tatsächlich Unerkanntes in den breiteren Fokus bringen.

Das Buch eröffnet neue Blicke auf das Handeln der Protagonistinnen und Protagonisten in und um das Kloster Königsfelden. Wer sich mit der Geschichte des Ortes beschäftigen will, wird um eine Lektüre nicht herumkommen. Hodel hat hier ein Grundlagenbuch geschaffen, welches neben den vielen inhaltlichen Erkenntnissen auch noch Spass macht zu lesen. – *Angela Dettling, Schwyz*

Hodel, Tobias: Schriftordnungen im Wandel. Gebrauchs- und Aufbewahrungspraktiken von klösterlichem Schriftgut in Königsfelden (1300–1600). Spätmittelalterstudien Bd. 7. Konstanz: UVK 2020 – 317 S., ill.

In Aarau haben von 1897 bis 1939 jährlich die Christlichen Studenten-Conferenzen der Deutschschweiz stattgefunden. Diese normalerweise dreitägigen Konferenzen ermöglichten es Studentinnen und Studenten aller Fachrichtungen, sich aus christlicher Sicht mit Themen aus dem Bereich der Theologie, aber auch mit allgemeinen Zeitfragen auseinanderzusetzen. Diese Themen wurden meist in Form von Referaten dargelegt, aber auch die Predigten anlässlich der Eröffnungsgottesdienste hatten durchaus programmatischen Charakter. Diese Beiträge erschienen nach den Tagungen häufig auch in gedruckter Form.

Der St. Galler Theologiedozent Frank Jehle legt nun einen Überblick dieser Aarauer Konferenzen vor, an denen die meisten evangelischen Grössen des Zeitabschnittes, aber auch einige überraschende Aussenseiter wie Theophil Sprecher von Bernegg, Generalstabschef der Schweizer Armee, oder C. G. Jung mit Referaten aufgetreten sind. So widerspiegeln die Konferenzen die Theologie- und Geistesgeschichte des deutschsprachigen Raums in dieser umwälzenden Zeit.

Am Anfang der Konferenzen standen die Erweckungsbewegungen des 19. Jahrhunderts, aus denen das orthodox-pietistische Erbe des CVJM (Christlicher Verein Junger Menschen) hervorging, der seinerseits die Aarauer Konferenzen ins Leben rief; zuerst durchaus im Sinn der Werbung für ein positives und pietistisches Christentum, das der akademischen Jugend der Deutschschweiz in Aarau vermittelt werden sollte. Allerdings verselbständigten sich die Konferenzen sehr rasch. Dies unter anderem deshalb, weil die Studentenvertretung im Vorstand sehr aktiv ihre Interessen geltend machte. Ab 1908 wurden auch liberale Theologen, allen voran Ernst Troeltsch, sowie Vertreterinnen der frühen Frauenbe-

wegung wie Dora Staudinger, und religiöse Sozialisten eingeladen. Hier sticht der Name Leonhard Ragaz heraus. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde dann die dialektische Theologie mit Karl Barth und seinem ganzen Umfeld bestimmend für Aarau.

Dies führte an den Konferenzen in der Endphase der 1930er-Jahre zu einem Verschwinden der theologischen Vielfalt. Der Autor beschreibt das so: «Sich als *liberal* verstehende Protestanten waren damit faktisch ausgeschlossen. Man bewegte sich unter Seinesgleichen und war zufrieden damit, ja sogar entzückt, pflegte eine *unité de doctrine*. Ein offener Dialog zwischen verschiedenen Positionen fand nicht mehr statt» (S. 260). Karl Barths «Wipkinger Tagungen» des «Schweizerischen Evangelischen Hilfswerks für die Bekenkende Kirche Deutschlands», die ab 1938 stattfanden, ersetzten schliesslich ab 1939 die Aarauer Konferenzen.

Wer sich für Theologie- und Geistesgeschichte interessiert, wird dieses Werk mit Genuss und Gewinn lesen. Aus historischer Sicht wird der Gewinn etwas geschmälert durch die sehr starke Personenbezogenheit, ein Grundübel von vielen historischen Arbeiten über Theologie. Die Erzähllinie folgt den Referenten und ihren Referaten, die ein grosses Übergewicht bekommen gegenüber einer Zusammenschau der jeweiligen Konferenzthemen und auch der Konfliktlinien, die sich darin zeigen.

Das Werk zeigt so nur selten und relativ zufällig Verbindungen zur allgemeinen und zur Regionalgeschichte auf. Die allgemeine Geschichte spielt zwar immer wieder eine Rolle in den Biografien der einzelnen Persönlichkeiten. Aber es fehlt eine Darstellung der Zeitumstände in Bezug auf die Konferenzthemen, oder diese werden als bekannt vorausgesetzt. So wird etwa bei Eduard Thurneysen «eine für die damalige geistige Situation [1921] typische militärische[n] Metaphorik» (S. 188) fest-

gestellt. Da die geistige Situation der nicht faschistischen Bewegungen von 1921 eher mit pazifistischer Grundstimmung als Folge des Ersten Weltkrieges anzunehmen ist, wäre der mit Thurneysens Denkart weniger vertraute Leser hier froh um eine Erklärung, warum und für welche geistige Situation Thurneysens militärische Metaphorik typisch gewesen sein soll.

Was die Regionalgeschichte angeht: Die Konferenzen hätten geradeso gut in irgendeiner anderen schweizerischen oder deutschen Kleinstadt stattgefunden haben können. Man erfährt ausser dem Namen des ersten lokalen Vorstandsmitglieds, Fabrikant Friedrich Adolf Schmuziger-Stäheli, kaum etwas davon, welche Verbindungen die Konferenz zum regionalen Umfeld gehabt hatte. Jehle vermutet am Anfang, es sei einfach die gute Verkehrslage Aaraus gewesen, welche den Ausschlag für die Standortwahl gegeben habe. Nachdem aber offenbar die örtliche Kaserne als Unterkunft benutzt werden konnte und auch sonst die lokale Infrastruktur stark genutzt wurde, muss aber doch vermutet werden, dass es durchaus auch lokale Verbindungen und Wechselwirkungen gegeben haben muss, welche noch zu ergründen wären. – *Matthias Fuchs, Leutwil*

Frank Jehle: Die Aarauer Konferenz (1897–1939). Spiegel der evangelischen Theologiegeschichte. – Zürich: TVZ 2020 – 282 S., ill.

Melanie Keusch, Cornelia Künzle:
Verzeichnetes Totengedenken

Eine der zentralen Funktionen der Klöster im Mittelalter war deren Zuständigkeit für das Totengedenken. In diesem Zusammenhang entstanden Totenbücher, so auch im Benediktinerinnenkloster Hermetschwil. In Band 8 der Schriftenreihe Murensia widmen sich die Historikerinnen Melanie Keusch und Cornelia Künzle dem mittelalterlichen Nekrolog, der mit dem Kapiteloffiziums- buch im 12. Jahrhundert angelegt wurde, und dem Jahrzeitenbuch, das 1441 entstand, zeitweise parallel zum Nekrolog geführt wurde und Einträge bis ins beginnende 18. Jahrhundert enthält. Keusch und Künzle haben in den Jahren 2015 und 2016 je zu einem der Manuskripte ihre Masterarbeit geschrieben.

Die Schrift teilt sich in zwei Abschnitte. Der erste Abschnitt widmet sich dem Totengedenken in Hermetschwil und stellt die beiden Handschriften in ihrer inhaltlichen Konzeption wie auch hinsichtlich kodikologischer Besonderheiten vor. Der zweite Abschnitt analysiert die beiden Bücher inhaltlich. Die Autorinnen skizzieren den Kreis der Stifterinnen und Stifter geografisch. Sie zeigen auch, dass der grosse Teil der Stiftungen über die beiden Bücher hinweg gesehen von Bauern und Amtsleuten im Umfeld des Klosters gemacht wurde. Zu den Stifterinnen gehörten auch die Meisterinnen (und später Äbtissinnen). Die Autorinnen vertiefen dabei die Beispiele der Nonne Mechthild von Schönenwerd aus dem 14. Jahrhundert im Nekrolog und der aus Glarus stammenden Äbtissin Anna Brunner im 17. Jahrhundert im Jahrbuch. Ein Anhang, der Mass- und Münzeinheiten sowie die Namen der Meisterinnen und Äbtissinnen anführt, schliesst das 56-seitige Büchlein ab.

Die Analyse der beiden Handschriften zeigt den Stellenwert der Memoria im Verwaltungsschriftgut eines Frauenklos-

ters im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. Sie skizziert auch verschiedene Netzwerke des Klosters. Nicht aufgenommen haben die Autorinnen bibliothekshistorische Betrachtungen, und es fehlt der Aspekt der Schreib- und Schriftkultur im Kloster Hermetschwil, wenn von einer «Lektüre des Kapiteloffiziums» (S. 31) ausgegangen wird. *Meliora* von Grüth, die im 16. Jahrhundert als Verwalterin des Klosters auffällt, hätte eine Vertiefung verdient. Insgesamt aber haben die Autorinnen mit der Analyse der beiden zentralen Bücher für das Totengedenken im Kloster Hermetschwil wichtige Basisarbeit geleistet. – *Ruth Wiederkehr, Baden*

Keusch, Melanie; Künzle, Cornelia:
Verzeichnetes Totengedenken. Nekrolog und
Jahrzeitbuch von Hermetschwil (12.–17. Jahr-
hundert). Murensia 9. – Zürich: Chronos
2021 – 56 S., ill.

Hans Klossner: 100 Jahre Bezirksschule
Fahrwangen

2020 gab es für die Bezirksschule Fahrwangen gleich zwei Gründe für die Publikation einer Festschrift, einen freudigen und einen bitteren. Einerseits durfte die kleine Schule im Seetal ihr hundertjähriges Bestehen feiern, andererseits musste sie ein Jahr zuvor von ihrer schrittweisen Auflösung bis 2022 Kenntnis nehmen.

Hans Klossner, langjähriger Lehrer und zeitweiliger Rektor der Schule, wertet für die Festschrift vor allem die 850-seitige Schulchronik aus. Auf diese Weise erhält man Einblicke in die grossen Veränderungen der Schule und der ländlichen Gesellschaft, deren Teil sie ist. Man erfährt von Schul-

hausbauten, von heute kaum mehr durchführbaren Schulreisen, wie zum Beispiel einer zweitägigen Wanderung über einen Ostschweizer Pass 1945, von Sammel- und Spendenaktionen in Kriegszeiten, von Arreststrafen und Schulverweisen, von Jugendfesten sowie von Kadetten, die an überregionalen Anlässen durch ihre bescheidenen Uniformen auffielen und lange für eine Fahne sparen mussten.

Nicht nur angesichts der baldigen Schliessung der Traditionsschule mischt sich eine gewisse Bitterkeit in diese «Abschlusschronik», wie sie der Kreisschulleiter Adrian Hofer nennt. Mit dem Abdruck eines Zeitungsartikels des Autors aus dem Jahr 1997 mit dem bezeichnenden Titel «Blick zurück – im Zorn?» wird den vielfältigen Veränderungen der Aargauer Bezirksschule in den vergangenen drei Jahrzehnten gedacht, deren einschneidendste wohl die Verkürzung von vier auf drei Jahre war. Obwohl der Autor explizit nicht «im Zorn» zurückblicken will, wird die Kritik an den jüngeren und jüngsten Schulreformen in der Festschrift deutlich.

Abgesehen von diesem Zeugnis der Befindlichkeit einer Schule, deren Tage angezählt sind, bietet die Festschrift Ereignisse, Entwicklungen und Anekdoten aus hundert Jahren, ergänzt durch historische Fotografien und andere Illustrationen sowie einen Anhang mit Personenlisten und Statistiken. – *Sebastian Grüninger, Buchs*

Hans Klossner, 100 Jahre Bezirksschule
Fahrwangen (1920–2020). – Fahrwangen
2020 – 62 S., ill.

Auch diese Firmenschrift vermittelt die Wichtigkeit der einsatzwilligen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und der entscheidungsstarken Firmenchefs. Doch dazu später mehr. Zuerst zum Aufbau und zum Bildmaterial: Die längeren Titel der vier Kapitel ergeben schon einen ersten Eindruck der Firmengeschichte: 1. Das Familienunternehmen Jakob Twerenbold: 1895 bis 1937. Alle helfen mit. 2. Unterwegs mit Walter, Hans und Josef Twerenbold: 1937 bis 1969. Drei Brüder auf Achse. 3. Werner Twerenbold und das erstaunliche Wachstum: 1969 bis 2015: Aus Transport mach Reisen. 4. Karim Twerenbold seit 2016: Versprechen für die Zukunft.

Die Badener Agentur Kompakt hat das Buch aufwändig grafisch gestaltet. Besonders die Gestaltung des Covers und der Doppelseiten der Kapitelanfänge verdienen Erwähnung. Der Lauftext ist in einer Serifenschrift gedruckt, die farbig unterlegten Spezialseiten in einer Sans-Serifenschrift. Autor und Buchgestalter konnten für das Bildmaterial offenbar auf ein sorgfältig geführtes Firmenarchiv zurückgreifen: Einige Fotos seien hier mit der originalen Bildlegende vorgestellt: «Das Coupé Dorsay, Baujahr 1912. Mit dieser noblen Kutsche wurden die Kurgäste ausgeführt.» Zwei Beispiele für Fahrzeuge für die Warentransporte: «Kiestransport mit einem Lastwagen der Marke Saurer, 1927» und «Diesen Fourgon mit Baujahr 1900 [...] baute Jakob Twerenbold für den Möbeltransport um.» Die Bilder und Legenden ergeben schon per se eine Geschichte der Fahrzeuge und ihrer «Motoren». Ein grossformatiges Foto zeigt Erstaunliches: «Noch bis in die 1950er-Jahre hatte Twerenbold Pferde im Einsatz – hier die Kehrriichtabfuhr in Baden.» Neben einzelnen Auto-Taxis nehmen in der Folge die Cars den grössten Anteil an Abbildungen im

Buch ein, denn die Organisation von Ausflügen in die nähere Umgebung, bald auch in den süddeutschen Raum, wurde für Twerenbold ab den 1920er-Jahren wichtig. Der Kieswagen der Schweizer Marke Berna wurde für die Ausflüge umgebaut, vorerst noch ohne Dach!

Weiter in der Fotostrecke sehen wir immer grössere Cars mit zunehmendem Luxus. Höhepunkt der Veranstaltung von Musik-Reisen war 2012 die Reise nach Leipzig und Dresden mit 32 Cars. Das nachts aufgenommene, doppelseitige Foto mit einer imposanten Zahl an Cars vor der Semperoper zeugt vom Stolz der Firma. Im letzten Kapitel werden die Schiffe der Flussfahrten abgebildet, welche im 21. Jahrhundert einen immer grösseren Anteil des Geschäfts ausmachen. Erwähnenswert sind die im ganzen Buch eingestreuten Inserate und Werbetexte. Sie zeigen wie sich die Ansprache der Kundschaft immer wieder änderte. Allein schon die Fotos mit den Legenden ergeben nicht nur einen Kurzabriss der wechselnden Geschäftsfelder von Twerenbold, sondern auch interessante Informationen zur Geschichte der Verkehrsmittel und des Tourismus.

Dem Autor Florian Müller, Lehrer und freischaffender Historiker, gelingt es in den beiden ersten Kapiteln, verschiedenste Aspekte des wirtschaftlichen Alltags anhand einer Badener Firma zu verknüpfen. Etwa die Frage, wie sich die Rationierung der Treibstoffe in den Jahren zwischen 1939 und 1946 auf eine Transportfirma auswirkte, oder wie schwierig es ist, aus einer Familienfirma eine moderne Firmenstruktur zu bilden.

Die «Neuzeit» präg(t)en Werner (1946–2015), dessen Ehefrau Nazly und deren Sohn Karim Twerenbold. Ihnen ist auch schwerpunktmässig die zweite Hälfte des Buches gewidmet. Der Firmenalltag, die Arbeit der Mitarbeitenden, bleibt im Hintergrund. Eine Doppelseite «Mitarbeitenden-Kaleidoskop», respektive «Vollständige

Mitarbeitenden-Interviews» im Anhang ist hier ein untauglicher Notbehelf. In diesen beiden Kapiteln ändert sich auch die Art des Lauftextes. Er wird journalistischer. Dies ist teils aus der Nähe zum Geschehen zu erklären. Dennoch wähnt sich die Leserschaft an vielen Stellen bei der Lektüre eines Werbe-prospektes.

Die Firma Twerenbold schenkte der Familie, den Mitarbeitenden und Kunden zum 125-jährigen Bestehen eine vielfältige Schrift – zum Durchblättern, aber auch als interessante Lektüre. – *Dieter Kuhn, Wohlen*

Müller, Florian: Von den Bädern in die Welt hinaus. 125 Jahre Twerenbold. – Baden: Twerenbold Service AG 2020 – 143 S., ill.

Stefan F. Pfahl: Mortaria-Stempel von Vindonissa

Mit der Publikation über die gestempelten Reibschüsseln aus Vindonissa knüpft Stefan F. Pfahl an eine alte Tradition der Vindonissa-Forschung an. Bereits wenige Jahre nach der Gründung der Gesellschaft Pro Vindonissa 1897 widmete sich der Altphilologe und Konservator der Sammlung, Theodor Eckinger, intensiv der gestempelten Terra Sigillata, und auch die deutsche Forschung, namentlich der aus Berlin stammende Otto Bohn, widmete sich den Kleininschriften. Obwohl von ihm Vorarbeiten über die Namensstempel auf Reibschüsseln existierten, ging dieses Vorhaben vergessen. Doch im Bewusstsein, dass diese handelsgeschichtlich gesehen ein Zeugnis erster Güte sind, wurden während der folgenden Jahrzehnte bei Grabungen zutage geförderte Exemplare in den jeweiligen

Publikationen besonders hervorgehoben. So konnte Pfahl eine beachtliche Anzahl aus verschiedenen Bereichen im Legionslager (31), dem Schutthügel (73), der Zivilsiedlung (11) und in Gräbern (2) 121 signierte Reibschüsseln zusammentragen, wobei vier Exemplare nicht genauer verortet werden konnten.

Reibschüsseln (mortaria) gelten allgemein als Zeichen der Romanisierung, denn dieses meist mit Ausguss versehene Küchengeschirr, welches vorab der Zerkleinerung und dem Mischen von Milchprodukten, Kräutern und Gewürzen diente und an der Innenwand oft mit einem Quarzbelag aufgeraut war, war vordem in der keltischen Schweiz unbekannt und fand erst im Verlauf der 1. Hälfte des 1. Jahrhunderts mit der römischen Okkupation Eingang. Es ist deshalb nicht erstaunlich, dass solche Gefäße im Militärlager von Vindonissa seit seiner Gründung in spätaugusteischer/frühtiberischer Zeit gehäuft auftreten als im Bereich der Zivilsiedlung; eine Tatsache, welche Jürgen Trumm in einem separaten Kapitel zur Fundverteilung anspricht.

Ein kurzes Kapitel widmet der Autor der Position des oder der Stempel, der Zeiligkeit, dem Trenner, den Enklaven und Ligaturen, Sonderbuchstaben und der Onomastik. Im Normalfall steht der Töpfername selbst entweder im Nominativ oder Genitiv, und nur vereinzelt wird eine Abhängigkeit betont, indem gleichzeitig der Name des Werkstattbesitzers und des Töpfers genannt wird. Eine Tabelle der in Vindonissa auftretenden Reibschüssel-Produzenten gibt aufschlussreich Auskunft über den Namensbestand.

Gerne wüsste man vom wirtschaftlichen Aspekt her mehr über die Herkunft der Reibschüsseln, doch ist diese nur über die betreffenden Werkstätten zu ermitteln, welche aber lange nicht für alle Töpfer nachgewiesen werden können. Pfahl kann dazu immerhin ein paar Anhaltspunkte liefern. So lassen sich die sechs frühkaiserzeitlichen Reibschüsseln aus Italien nur grob

einer Region zuweisen, während dank der Ausgrabungen von Töpfereien in der Gallia Lugdunensis (Coulange) und der Gallia Narbonnensis (Aoste) zumindest ein paar weitere Zuordnungen möglich sind. Noch besser steht es um die bis heute bekannten zehn Töpferorte in der römischen Schweiz, welche Pfahl in einem aufschlussreichen Anhang samt einer Fundkarte und einer Tabelle aller bis heute bekannten 15 Töpfernamen zusammengestellt hat. Neu wird dabei Vindonissa genannt, wo aufgrund eines fast ausschliesslich dort bekannten Töpfernamens T(itus) C (?) C (?) eine Produktionsstätte angenommen wird. Zwar wurden in Vindonissa bisher einige Töpferöfen ausgegraben, doch wo diese Reibschüsseln genau hergestellt worden sind, ist zurzeit noch unbekannt.

Zur Feinchronologie bestehen noch wenig genaue Anhaltspunkte, da Reibschüsseln von ihrer Funktion her sehr formbeständig waren. So geht man davon aus, dass die ältesten grossformatigen Mortarien in Vindonissa aus Italien stammen, diejenigen aus Gallien aus der 2. Hälfte des 1. Jahrhunderts, während die jüngeren, kleineren Exemplare der 2. Hälfte des 1. Jahrhunderts und dem 2. Jahrhundert angehören.

Der Katalog, Kernstück der Monografie, nimmt einen breiten Raum ein, werden doch die Stempel sowohl zeichnerisch, beziehungsweise als Abrieb, als auch fotografisch tadellos wiedergegeben und mit Grundangaben versehen. Da der Fokus auf den Stempeln liegt, fehlt bei einigen Exemplaren eine Zeichnung der Form, was ein Mehraufwand bedeutet hätte, für die Keramikforschung jedoch ein Gewinn gewesen wäre.

Auch wenn für die Schweiz noch kein vollständiges Werk zu den Reibschalenstempeln besteht, so wie es für Deutschland seit 2018 aus der Hand desselben Autors vorliegt, reiht sich die sorgfältig edierte und ansprechend gestaltete Monografie bestens zu den bereits bestehenden Zusammenstel-

lungen, etwa von Avenches, Bern-Engelhalbinsel, Chur, Fribourg und Oberwinterthur und vermittelt einen wertvollen Überblick über die grosse Vielfalt an Importen und regionalen Erzeugnissen im Legionslager und in der Zivilsiedlung. – *Christine Meyer-Freuler, Luzern*

Stefan F. Pfahl, Mortaria-Stempel von Vindonissa, Veröffentlichungen der Gesellschaft Pro Vindonissa Bd. XXV. – Brugg 2020 – 96 S., ill.

Jacques Picard, Angela Bhend:
Jüdischer Kulturraum Aargau

Der voluminöse Sammelband vereinigt 57 Autorinnen und Autoren, die in 62 Beiträgen ein umfassendes Panoptikum zur Geschichte, Kultur und Gegenwart des jüdischen Lebens im Kanton Aargau festhalten. Der Band ist das Resultat eines Projekts der Universität Basel, das zwischen 2016 und 2018 das materielle und immaterielle Kulturerbe und den «Wissensraum Aargau» in Bezug auf das Judentum zu beschreiben suchte. Erklärtes Ziel der Untersuchung war es, topografische wie imaginäre Räume zu beschreiben. Die Beteiligten weisen eine erfrischende Diversität hinsichtlich Disziplin und Berufstätigkeit auf: vom etablierten Spitzenforscher über die freiberufliche Historikerin und die Kochbuchautorin bis zum Lokalhistoriker. Sie alle arbeiteten unter der Leitung von Angela Bhend, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Seminar für Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie an der Universität Basel, und Jacques Picard, emeritierter Professor am Branco-Weiss-Lehrstuhl der Universität Basel.

Das mehr als 520-seitige Werk ist in acht Abteilungen gegliedert. Auf die Einleitung folgt «Aus dem Aargau, in den Aargau. Gestalter und Zeugen in vielschichtiger Zeit» mit neun biografischen Porträts. Die dreiteiligen «Spuren aus Antike und Mittelalter. Juden in einem mehrteiligen Aargau» eröffnen den ersten chronologischen Abschnitt mit «Wege in die Neuzeit und das Wagnis der Moderne» und «Konvivenzen und Konflikte der bürgerlichen Gesellschaft». Darauf folgen zehn Porträts mit dem Titel «Aus dem Aargau, in den Aargau. Stimmen und Stimmungen des Wandels». Wiederum in chronologischer Abfolge gegliedert sind die beiden abschliessenden Teile «Bewegte Zeiten. Im Zeichen von Krieg, Verfolgung und neuer Aufbruchstimmung» sowie «Minhag Suisse. Kulturelle Erbschaften und Reaktualisierung». Ein kleiner Teil der behandelten Themen fand im Herbst 2020 auch Eingang in die Ringvorlesung, ausgerichtet von der Fachhochschule Nordwestschweiz und der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau.

Der grosse Vorzug von Jüdischer Kulturraum Aargau besteht darin, dass er nicht nur alle relevanten Themen vereinigt, sondern sie auch in die grösseren Entwicklungen einbettet, die die europäische, schweizerische und aargauische Geschichte in den letzten über anderthalb Jahrtausenden durchlaufen hat. Dabei liegt der Schwerpunkt ganz deutlich auf den vergangenen 200 Jahren, die der herausragende, reich bebilderte und mit Tabellen illustrierte Überblicksbeitrag «Jüdische Lebenswelten im Kanton Aargau (1830–2000)» von Dominik Sauerländer und Ruth Wiederkehr in Zusammenarbeit mit Ron Epstein-Mil zusammenfasst. Dieser und zahlreiche andere Texte beschränken sich nicht auf die Surbtaler Gemeinden Endingen und Lengnau, vielmehr beleuchten sie Vorkommnisse und Entwicklungen auf dem gesamten Kantonsgebiet. So führen sie auch nach Bremgarten, Wohlen, Hirschthal und Oftringen.

Eine Perle aus lokalhistorischer Sicht stellt der Aufsatz «Oberst Zumbrunns Kampf gegen Frontisten und Nationalsozialisten» dar. Walter Leimgruber beleuchtet darin die Ereignisse vor und während des Zweiten Weltkriegs vor allem in Zurzach, wo zahlreiche Anhänger Grossdeutschlands und der Schweizer Spielart des Faschismus auf lokaler Ebene den Ton angaben. Es handelt sich um einen schönen Baustein einer noch zu erarbeitenden Darstellung des seinerzeit im Aargau weitverbreiteten Frontismus. In einen wiederum grösseren Zusammenhang fügen sich die Ausführungen von Jürg Fleischer zum Surbtaler Jiddisch. Ein westjiddischer Dialekt im Kanton Aargau, der aus sprachgeschichtlicher Perspektive den gesamten aschkenasischen Kulturraum zwischen dem Elsass und Ansiedlungsrayon im ehemaligen Russischen Zarenreich darstellt. Fleischer zeigt unter anderem auf, wie stark sich das lokale Jiddisch, das durch die Abwanderung seiner Sprecherinnen und Sprecher längst den Sprachtod erlitten hat, und die örtlichen Dialekte gegenseitig beeinflussten.

Eine globale Dimension umfasst der kurze Aufsatz von Hannah Einhaus über «Würenlingen 1970. Der Terroranschlag und seine Folgen». Der Bombenanschlag mit 47 Opfern durch die Volksfront für die Befreiung Palästinas, das ein Flugzeug der Swissair auf dem Weg nach Tel Aviv zum Absturz brachte, reiht sich ein in die lange Folge terroristischer Aktionen gegen Jüdinnen und Juden sowie den damals noch jungen Staat Israel. Weg von der Weltpolitik führen zehn bereichernde Arbeiten zum Minhag Suisse, worunter der lokale Brauch in Ritual, liturgischer Praxis, Musik, Redewendungen und weitere kulturelle Eigenheiten zu verstehen ist. Darin spiegelt sich auch die kantonale Erinnerungskultur, der mit dem Projekt «Doppeltür» in den kommenden Jahren der nötige Schub verliehen werden soll. Auf eine persönliche Ebene und weg von der geographischen Beschränkung hin zum imaginären

Wissensraum Aargau führen die nicht weniger als 25 biografisch ausgerichteten Artikel.

Das grosse Verdienst von Jüdischer Kulturraum Aargau besteht darin, als Grundlagenwerk thematisch und zeitlich die ganze Breite des Themas profund abzubilden. Der Umfang des Sammelbandes brachte allerdings auch für die Herausgeber-schaft gewisse Probleme mit sich. Nicht immer sind der Aufbau und die Ordnung für Leserinnen und Leser nachvollziehbar. Es zeigen sich Spuren mehrfach umgestellter Konzepte. Noch schwerer allerdings wiegt, dass bei der Bebilderung eine grosse Chance vergeben wurde. Viele der Illustrationen hätten es verdient, grösser abgedruckt und näher beschrieben zu werden. Alles in allem jedoch liegt ein Lesebuch und gleichzeitig ein Nachschlagewerk vor, das für Jahrzehnte Bestand haben wird. – *Patrick Zehnder, Birmenstorf*

Picard, Jacques; Bhend, Angela (Hg.): Jüdischer Kulturraum Aargau. – Baden/Zürich: Hier und Jetzt 2020 – 528 S., ill. mit 127 Abb., Personenregister.

Urs Pilgrim: Was hilft?

Der Autor führte über viele Jahre eine Arztpraxis in Muri. Im Lauf dieser Zeit entwickelte sich sein Interesse für die Wechselbeziehungen zwischen der Medizin und der Religion. Nach seinen Erfahrungen ist der Übergang zwischen dem Vertrauen zu einem Arzt und zu einem Pfarrer fließend. Dies nimmt Urs Pilgrim als ganzheitlich orientierter Arzt nun zum Anlass, vertieft auf das Menschenbild in der christlichen Religion und der Medizin einzugehen. Als Bezugspunkte

nutzt er dabei die Geschichte des Klosters Muri, und vor allem dessen Glasfenster.

Es sind, wie der Autor in der Einleitung selbst schreibt, grösstenteils persönliche Interpretationen. Im ersten Teil legt er einzelne Zitate und Verse aus, die uns helfen sollen, den Menschen in seinem Sein, mit Körper und Geist, zu verstehen. Sein Fazit ist, dass die Bibel durchaus «lebensnahe Aussagen» zum Menschen macht, welche auch nach heutigem Wissen in Biologie und Medizin stimmen. Das zweite Kapitel fokussiert weitgehend auf religiöse Fragen in Bezug auf Krankheit, Heilung und Tod. Eingeflochten in dieses Kapitel sind die historischen Fakten zur Medizin und Heilkunde im Kloster Muri. Diesem Thema hätte der Autor durchaus ein eigenes Kapitel widmen können, wurden doch Religion und Medizin gerade in Klöstern als einheitliches Hilffssystem für die Menschen gesehen.

In seinem Fazit sieht sich der Autor in seinen alltäglichen Erfahrungen als Arzt bestätigt: Religion und Medizin können sich gegenseitig unterstützen und helfen. Das Fazit der Rezensentin: Einige Aussagen dieses Buches können durchaus zu kontroversen Diskussionen führen. – *Angela Dettling, Schwyz*

Pilgrim Urs, Was hilft? Medizin und Religion in Bildern aus dem Kloster Muri. Edition NZN. – Zürich: Theologischer Verlag 2020 – 205 S., ill.

Dominik Sauerländer: Die Reformation in den Freien Ämtern

Ausgehend vom Thesenanschlag Luthers 1517 hat sich auch die Schweiz an 500 Jahre Reformation erinnert. War diese Erinnerung lange auf die beiden Städte Zürich und Genf fokussiert, so suchen mittlerweile verschiedene Publikationen das Jubiläum regional zu vertiefen. Besonders zu erwähnen sind hier die Forschungen von Peter Blickle zur Gemeindereformation und die Arbeit von Peter Kamber über die Zürcher Reformation als bäuerliche Revolution. Daran anknüpfend, legt jetzt Dominik Sauerländer eine Fallstudie zu den Freien Ämtern vor, die im Sog Zürichs die neuen religiösen Ideen übernahmen – allerdings nur teilweise, um dann nach 1531 wieder katholisch zu werden. Waren die Freien Ämter mehr als nur ein Spielball der eidgenössischen Politik?

In einer kleinen, gut lesbaren Publikation in der Reihe «Murensia» stellt Sauerländer zuerst die politische und wirtschaftliche Situation im ausgehenden Mittelalter vor. Unter der eidgenössischen Hoheit baute das Benediktinerkloster Muri zwar im 15. Jahrhundert seine Herrschaft aus, sah sich dabei aber selbstbewussten Gemeinden und Genossenschaften gegenüber. Deutlich wird das nicht zuletzt im Kirchenwesen: Suchte der Konvent von Muri Landkirchen in das Kloster einzugliedern, so bemühten sich umgekehrt die Kirchgenossen um eine Besserstellung ihrer Gotteshäuser.

Zürich beeinflusste massgeblich den Siegeszug der neuen reformatorischen Ideen. Eine wichtige Rolle spielten dabei regionale Vertreter wie Heinrich Bullinger aus Bremgarten und Johannes Wäber aus Murenschwand. Interessanterweise finden sich aber kaum Hinweise auf Widerstand gegen die klösterliche Vorherrschaft oder radikalere Massnahmen wie Bildersturm oder Zehntverweigerung. Erst mit dem Übertritt Berns zum neuen Glauben Anfang 1528

wurde der Druck auf die Freien Ämter vor allem im Norden so gross, dass ein klarer Entscheid nötig war. Besonders umstritten blieb der Kampf um die Deutungshoheit in Mellingen und Bremgarten, überall greifbar war jedoch die Angst vor einer kriegerischen Konfrontation, die zwangsläufig die Ämter in Mitleidenschaft gezogen hätte. Führt der erste Kappeler Landfrieden zu einer Stärkung des reformierten Lagers – Sauerländer spricht hier grosszügig von einer Integration in die Zürcher Staatskirche –, so brachte die Niederlage Zürichs 1531 eine Rekatholisierung.

Angesichts der lückenhaften Überlieferung bleibt eine Bewertung der Reformationszeit schwierig. Wo genau verlief die Grenze zwischen dem Wunsch nach Autonomie und der Offenheit für theologische Neuerungen? Wie eigenständig konnten hier die Ämter überhaupt entscheiden? Wurden sie tatsächlich, so Sauerländer, von Bern und Zürich zu wenig unterstützt, oder waren sie nicht vielmehr ein Spielball der innereidgenössischen Rivalität – eine Rivalität, die ihnen aber letztlich auch nach 1531 ein gewisses Mass an Eigenständigkeit garantierte? Und trifft die Bezeichnung «Landreformation» auch angesichts der Bedeutung von Bremgarten wirklich zu? So fehlen im Unterschied zu Zürich oder dem ostschweizerisch-süddeutschen Raum bäuerliche Versammlungen und Forderungskataloge oder lassen sich einzelne dörfliche Verfechter der Reformation genauer erfassen. Es ist auf jeden Fall das grosse Verdienst von Sauerländer, die Aufmerksamkeit auf eine Region zu lenken, die als umstrittenes «Zwischengebiet» eine durchaus exemplarische Entwicklung erlebte. – *Peter Niederhäuser, Winterthur*

Sauerländer, Dominik: Die Reformation in den Freien Ämtern. Beispiel einer gescheiterten Landreformation. Murensia 9. – Zürich: Chronos 2021 – 64 S., ill.

Die Publikation über die Familien der Freiamter Gemeinde Boswil gliedert sich in drei Hauptkapitel: Familiennamen, Zunamen und Spitznamen.

Im ersten Kapitel werden 15 Namen von alten Bürgergeschlechtern gedeutet. 14 Familien wohnten schon vor 1800 im Dorf. Laut dem «Schweizerischen Familienbuch» bürgerte die Gemeinde im 19. Jahrhundert nur eine einzige Familie, die Mäders, ein. Dem bekanntesten Boswiler, dem langjährigen Ständerat Xaver Stöckli (1888–1975), wird hier eine Spalte gewidmet.

Die Zunamen werden im zweiten Kapitel, mit Abstand das umfangreichste, zusammengetragen. Wenige der 15 Boswiler Familien machten die grosse Mehrheit der Bevölkerung aus, so die Familien Keusch, Berger und Notter. Aus weiteren Gründen waren Zunamen zur eindeutigen Identifizierung einer Person notwendig: Man verwendete nur eine sehr eingeschränkte Anzahl von Vornamen. Diese «vererbte» man vielfach in der Familie der Mutter und dem Vater auf die Nachkommen. Es gab also hier mehrere Maria Notter oder Jakob Keusch. Da auch die heutigen eindeutigen Adressangaben fehlten, musste ein zusätzliches Erkennungsmerkmal her: die Zunamen. Diese gebrauchte man nicht nur mündlich, sondern auch in offiziellen kirchlichen Registern und weltlichen Dokumenten, so den Bürgerverzeichnissen und Steuerrödeln.

Die meisten Zunamen leiten sich von Vornamen, andere von der Herkunft der Familien ab. Noch viele Jahrzehnte waren die aus dem Nachbardorf Kallern zugezogenen, d'Challerer. Noch interessanter sind die Zunamen, die auf die beruflichen Tätigkeiten oder öffentliche Funktionen zurückgehen. Zwischen den Zeilen lesen wir eine kleine Wirtschaftsgeschichte der Freiamter Landgemeinde. Heute nicht mehr existie-

rende Tätigkeiten wie Aushauer, Bahnwächter, Huetmacher, Korbmacher, Nagler, Öler, Rächemacher, Salzauswäger, Schuehnägler, Strossschnächt und Ziegler kommen vor.

Die im kurzen dritten Kapitel behandelten Spitznamen bedachten nicht Familien, sondern einzelne Personen. Als Beispiel für die sorgfältige Behandlung privater Daten steht die Behandlung der lebenden Personen: Ihre Spitznamen wurden wohl gesammelt, jedoch «in einer separaten Datei für die spätere Publikation archiviert», so in der Einführung des Kapitels.

Der eingangs des 20. Jahrhunderts amtierende Gemeindeammann Josef Leonz Notter (1859–1944) verwendete fast in jedem Satz *bigoscht*, eine Bekräftigung für seine *Aussagen aller Gattig*. Ihm verliehen die Boswiler den Zunamen Begibt. Nun seien einige weitere Zeilen O-Ton aus der Publikation erlaubt: Josef Viktor Notter reichte sein kleines *Heimetli* nicht für ein Auskommen. So verkaufte er «im Frühjahr den Hobbygärtnern der Schrebergärten in Schlieren Torfmull aus dem [Boswiler] Feldenmoos. Aus dem Torf machte Röcklispatz [so sein Spitzname] drei Haufen, einen grossen, einen mittelgrossen und einen kleinen. Der Chauffeur [der ihm half den Torf nach Schlieren zu fahren] fragte verwundert nach dem Grund dieser Anordnung. Wortlos kramte Röcklispatz drei Plakate hervor. Auf dem ersten für den kleinen Haufen stand «ERIKA Fr. 3.–», auf dem mittleren «FELDER Fr. 2.–» und auf dem dritten «SCHILF Fr. 1.50». [...] Dann die Erklärung: «Du wirst sehen, die Leute kaufen zuerst den teuren, weil sie glauben er sei der beste.» Es war dann auch so. Und wenn dann gerade niemand da war, hat Röcklispatz die Haufen leicht umgeschichtet. Es war ein gutes Geschäft an diesem Morgen.»

Benedikt Stalder konnte auf viele Vorarbeiten aufbauen. So hat schon der 1791 bis 1803 amtierende Pater Luitfried Faller eine Liste von Zunamen aufgeschrie-

ben. Ihm folgten weitere Pfarrherren und Laienhistoriker in verschiedener Form. Wichtige Vorarbeiten leistete auch der in Waltenschwil aufgewachsene Historiker Franz Kretz mit seinen Publikationen über Boswil. Dennoch blieb Stalder – und der ihn unterstützenden Arbeitsgruppe – eine langwierige Arbeit. Sie zog sich für den vielbeschäftigten Autor über Jahre hinweg. Die aus vielen schriftlichen und mündlichen Quellen zusammengetragenen Infos hat Stalder zu informativen, ja spannenden Texten gebündelt. Verschiedene Interpretationen werden diskutiert und unbelegte Auffassungen als solche stehen gelassen. Die Lesenden haben die Gelegenheit, dem Historiker über die Schulter zu schauen. Da blitzen ortsgeschichtliche Facts, Einzelschicksale, Familientraktionen, witzige Anekdoten und Faits divers auf. Auch für nicht hier Wohnende sind die Texte spannend zu lesen, viele der alten Fotos anrührend. Die reich bebilderte und mit einem umfassenden Register versehene Publikation fand in Boswil ein riesiges Interesse. Bald musste eine zweite Auflage gedruckt werden.

Hier stellt sich die Frage, ob Benedikt Stalder die Zu- und Spitznamen schon von seinen Eltern eingesogen hatte. Keineswegs! Er ist wohl in einer vergleichbaren Gemeinde, auf der Westflanke des Lindenberg, in Sarmenstorf, aufgewachsen. Er zog erst 1969 nach Boswil. Schon 1972 wurde er in den Gemeinderat gewählt. 1981 bis 1986 wirkte er in diesem Gremium als Vize-Ammann. Daneben war er in vielen weiteren sozialen und kulturellen Funktionen tätig. Die Gemeinde dankte es ihm 2013 mit dem Ehrenbürgerrecht.

Die Gemeinde Boswil stand Mitte des 20. Jahrhunderts mit gut 1500 Einwohnern im Sog der beiden Zentren des Freiamts, Wohlen (Unterfreiamt) und Muri (Oberfreiamt), insbesondere was die Kultur anbelangt. Die Gründung der Kommission Geschichte Boswil, später überführt in den

Kulturverein, war die Wende. Auch das Kantonale Turnfest 1987 in Boswil war für den Zusammenhalt im Dorfwichtig. Für den Anlass verpflichtete Gemeindeammann Mäder gleich den ganzen Gemeinderat ins Organisationskomitee. Angesichts der Grösse der Gemeinde ist die Dorfkultur in Boswil heute auffallend lebendig. Das Dorfmuseum des Kulturvereins, seine Veranstaltungen und Publikationen haben daran eine zentrale Bedeutung. – *Dieter Kuhn, Wohlen*

Stalder, Benedikt; Kulturverein Boswil (Hg.): Bürgergeschlechter und Zunamen in Boswil. – Boswil 2020 – 87 S., ill.

Markus Stegmann: Herzkammer – 30 Jahre Museum Langmatt

Das Museum Langmatt ist eine Preziose. Es blickt auf eine bewegte und erfolgreiche dreissigjährige Museumsgeschichte zurück. Dank dem letzten Sohn der grossbürgerlichen Gründungsfamilie Brown, Boveri & Cie (ABB, ehemals BBC), John Brown, ging das Ensemble, das denkmalgeschützte Wohnhaus und weitere Annexgebäude aus der Belle Epoque samt Grundstück, Wertschriften und der Privatsammlung mit Schwerpunkt französischem Impressionismus an die Stadt Baden. Es ist gelungen, die eher kleinere Institution mit einem hochkarätigen Ausstellungs- und Vermittlungsprogramm über die Impressionisten hinaus für ein regionales, aber auch weit hergereistes Publikum erfolgreich zu öffnen. Gewinnbringend scheinen die innovativen gesellschafts- und familien-geschichtlichen Blickwinkel unter Einbezug von zeitgenössischen auch kritischen und erheiternden Kunstpositionen zu sein.

Grund genug, das Jubiläum mit einer aussergewöhnlichen Publikation zu feiern, die anlässlich der Ausstellung «Herzkammer, 30 Jahre Museum Langmatt» (1. März–16. August 2020) im Hatje Cantz Verlag erschienen ist. Sie versteht sich als Ergänzung zu den wissenschaftlichen Sammlungskatalogen von 1990 und 1991 und stützt sich auf dessen historische Fakten. Der behutsam gestaltete Band mit atmosphärischen und dokumentarischen Abbildungen unter anderem von Eliane Rutishauser und Sandra Senn versehen, enthält Aussagen von Zeitzeugen, Fachpersonen und Kunstschaffenden. Der ehemalige Stadtkammann von Baden, Josef Bürge, schildert in einem Beitrag seinen unvergesslichsten Moment an seinem zweiten Arbeitstag, als er mit John Alfred Brown, Jurist und Kunsthistoriker, in gemeinsamen Erinnerungen an die Impressionistensammlung des Pariser Louvre schwelgte und sie nach einer optimalen Lösung der Schenkung des «Gesamtkunstwerkes Langmatt» an ihre Wohngemeinde Baden suchten. Aus denkmalpflegerischer Sicht des Kantons würdigt Isabel Haupt das historische Ensemble samt Park als ein geschichtsträchtiges Ganzes. Die Unternehmervilla mit der Architektur von Curjel & Moser und eingebettet in die Gartenanlage von Otto Froebel belegt einen Stilumbruch um 1900 (S. 39). Eine Museumsbesucherin schildert berührend die Erinnerung an den von Jenny Brown berückend geschmückten Weihnachtsbaum in der Bibliothek (S. 37f.).

Sidney und Jenny Browns Sammlung französischer Impressionisten entstand im Wesentlichen zwischen 1908 und 1919, etwa zur gleichen Zeit wie die Sammlung der Familie Hahnloser in der Winterthurer Villa Flora. Gemäss Experten zählt das Museum Langmatt heute zu den bedeutendsten Privatsammlungen des französischen Impressionismus in Europa. Im aktuellen Band verfasst der Direktor Markus Stegmann humorvoll-pointierte Literaturperlen

zu den 36 wichtigsten Werken der Sammlung. Er führt uns unmittelbar und sinnbetörend zu den Bildmotiven und mitten ins Geschehen. Mit Blick aus einem Hotelzimmer auf den «Boulevard Montmartre», Frühling 1897, von Camille Pissaro fragt der Autor uns, was wir wohl hören würden vom Getrappel der Pferde und dem Geratter der Kutschen. Zudem lässt er uns auch an der Wahrnehmung teilnehmen, wie über die Farbe, das Licht und das Flackern des Pinselduktus, das grossstädtische Flimmern in uns eindringt. Als bald locken aber auf einer anderen Seite die intensiv gemalten Südfrüchte der Orangen und Zitronen in «Stilleben mit Früchteschale und Zitronen», um 1889/90, von Paul Gauguin. Die Leserinnen und Leser erfahren, dass der Maler zur Entstehungszeit in Le Pouldu in der Bretagne weilte. Und mithilfe eines winzigen Hinweises erkennen wir ein fragmentarisches Wesen, das sich im Schleier des Vorhangs versteckt hat. Ist es ein Geist, ein Schwan oder eine Gans? Für das häufige Motiv der bretonischen Kunst würde eine Gans sprechen.

Zahlreiche Anekdoten bereichern den Band. Die Künstlerin Ursula Palla erzählt augenzwinkernd über ihre Ausstellung «Die fünfte Jahreszeit», 2013 im Museum Langmatt, und wie ihre grossflächige Rasenblume der Ausseninstallation «do robots like flowers» aus Versehen einem neu angestellten Stadtgärtner zum Opfer fiel (S. 198). Zum Glück konnte in die kurzgeschnittene Rasenfläche schnellwachsender Rasensamen eingesät werden.

Das Besondere am Museum Langmatt sei, dass die Institution zum heutigen Baden gehöre, betont der Kulturunternehmer und Berater des Museums, Martin Heller, in seinem Statement. Umgeben von Wohn- und Entwicklungsgebieten und der Bahnlinie beziehe sie aus dieser alltäglichen Situation ihre Identität. So füge sich die Anlage und die qualitätsvolle Sammlung in diese gelassene Bescheidenheit ein (S. 41). Das

deckt sich mit der Absicht von Curjel & Moser und gilt nach mehr als einem Jahrhundert und vielen Veränderungen immer noch: «Das Wohnhaus ist heute keine akademische Schöpfung mehr (...). Es sagt zum Beschauer nicht mehr: Siehe her, welch schönes Kleid ich trage und wie es Effekt macht! Das neue Haus sagt: Komm herein und schaue!» (S. 40).

Der Band bildet unter verschiedenen Blickwinkeln die Vielseitigkeit und Geschichte dieses Museums ab. Leserinnen und Leser werden nicht von schwerfälligen Essays erschlagen, sondern können leichtfüssig mit Freude und Lust einen Zugang zum Bild herstellen. Diese Sichtweisen entsprechen der Vielstimmigkeit und den Partizipationsmöglichkeiten, die dieses Museum Langmatt bietet. – *Ursula Meier, Zürich*

Stegmann, Markus, Museum Langmatt (Hg.): Herzkammer – 30 Jahre Museum Langmatt. Texte von Margot Bergman, Norbert Bisky, Josef Bürge, Monika Cavedon, Isabel Haupt, Martin Heller, Patrick Nöthiger, Ursula Palla, Thomas Pauli-Gabi, Eva-Maria Preiswerk-Lösel, Rudolf Velhagen und Ruth Vuilleumier. – Berlin: Hatje Cantz 2020 – 232 S., 78 Abb.

VEX LEGIO XI CPF: Das Schwert von Vindonissa

Seit über zwei Jahrzehnten bereichert der Verein VEX LEGIO XI CPF als Reenactment-Gruppe die Vermittlung des römischen Kulturerbes in der Schweiz. Im Bestreben einer möglichst faktentreuen Nachgestaltung des Lebens von Legionären, Offizieren und Zivilistinnen im letzten Drittel des 1. Jahrhunderts nach Christus, stellen die Mitglieder

der VEX LEGIO XI CPF die meisten ihrer Ausrüstungsgegenstände selbst nach Vorlagen aus zeitgenössischen Darstellungen wie der Trajanssäule in Rom oder nach archäologischen Funden her. Dabei arbeitet die VEX LEGIO XI CPF eng mit Archäologinnen, Historikern, Geschichtsvermittlerinnen und weiteren Fachleuten aus Wissenschaft und Handwerk zusammen. Bei der Herstellung, auf Märschen, in Lagern oder bei der Nachinszenierung von Truppenmanövern und historisch überlieferten Ereignissen erproben die Mitglieder der VEX LEGIO XI CPF die Tauglichkeit und Dauerhaftigkeit der römischen Ausrüstung. Die VEX LEGIO XI CPF bietet dabei nicht nur ihren Mitgliedern und den Zuschauern und Zuschauerinnen eine Zeitreise. Ihre Aktivitäten sind zugleich archäologisches Experiment und experimentelle Archäologie, deren Erkenntnisse und Erfahrungen wiederum Eingang in die wissenschaftliche Forschung finden. Mit dem «Schwert von Vindonissa» verbindet die VEX LEGIO XI CPF Reenactment und Geschichtsvermittlung erstmals in Buchform.

«Das Schwert von Vindonissa» vereint Fiktion und archäologische Fakten zu einem Buch, das den Leserinnen und Lesern dreierlei bietet: eine unterhaltsame Krimi-Geschichte, einen anschaulichen Einblick in das Alltagsleben in der römischen Armee am Ende des 1. Jahrhunderts nach Christus und eine lebensnahe Geschichtsstunde.

«Das Schwert von Vindonissa» ist in zwei Teile gegliedert. Der erste Teil erzählt die Geschichte des Helvetiers Gnaeus Silvicola Honestus aus dem Vicus von Petinesca (Studen bei Biel/BE), der sich als Legionär bei der XI. Legion verpflichtet. Im Legionslager von Vindonissa (Windisch AG) wird Honestus ungewollt Mitwisser eines Verbrechens, was ihn wiederholt in Gefahr bringt. Beim Feldzug gegen den germanischen Stamm der Chatten wird Honestus im Kampf verwundet und nach seiner Genesung anschliessend in allen Ehren aus der Legion entlassen. Mit sei-

ner Familie lässt sich Honestus im Reusstal im heutigen Kanton Zug nieder, wo er bis zu seinem Lebensende eine Mühle betreibt.

Die Geschichte und ihre Protagonisten sind zwar erfunden, doch hangelt sich die von Claudia Magerl verfasste Erzählung geschickt historischen Ereignissen und archäologischen Funden und Stätten entlang. Gewissermassen Titelheld des Buchs ist ein bei Ausgrabungen im Jahr 1990 im Legionslager von Vindonissa gefundenes römisches Schwert (gladius). Das ausserordentlich kunstvoll gestaltete Schwert war in einer Grube unter dem Fussboden einer Mannschaftsbaracke verscharrt. Die wertvolle Waffe dürfte aber kaum einem einfachen Soldaten gehört haben. Das Rätseln der Archäologie über die Geschichte um diesen Fund bilden den Hintergrund der Geschichte des Honestus. Auch die anderen Schauplätze Petinesca und Augusta Raurica, der Feldzug gegen die Chatten durch die XI. Legion sowie die römische Mühle in Cham-Hagendorn (ZG) sind historisch und archäologisch belegt.

In der Geschichte des Honestus finden sich zu ausgewählten Themen und Örtlichkeiten dezent Verweise, die zum zweiten Teil des Buches überleiten, der als Serviceteil gestaltet ist. Hier erfahren die Leserinnen und Leser in kurzen, anschaulich geschriebenen und mit zahlreichen Fotos wiederum der VEX LEGIO XI CPF und Rekonstruktionen reich ergänzten Kapiteln mehr zum Leben in der römischen Armee und zur Schweiz in der Römerzeit. Die Erfahrungen und Experimente der VEX LEGIO XI CPF illustrieren und ergänzen die Sachinformationen anschaulich.

Der Serviceteil wurde in enger Kooperation mit Spezialistinnen und Spezialisten aus verschiedenen Kantonsarchäologien und Museen sowie der Römerstadt Augusta Raurica verfasst. Entsprechend aktuell sind die Inhalte des Serviceteils.

Blickfang und Clou der Publikation sind aber die grossformatigen, ganze

Seiten einnehmenden Fotografien mit den von Mitgliedern der LEGIO XI CPF und weiteren Akteuren – darunter auch schweizerische Archäologieprominenz – nachgestellten Szenen der Geschichte.

Die Bilder von Florian Moritz sind zugleich stimmungsvoll und, dem Grundgedanken des Reenactments folgend, mit grosser Detailtreue inszeniert. Die gewählten Szenen und Inszenierungen (verantwortlich Yves Rüttimann) geben den Leserinnen und Lesern das Gefühl, wenn nicht selbst Teil der Handlung, dann doch zumindest in der ersten Reihe der Zuschauenden zu sein. Ganz ohne Hollywood-Bombast, dafür mit umso grösserer Faktentreue. Selten zuvor war uns die Römerzeit visuell so nah!

«Das Schwert von Vindonissa» ist ein ausgesprochen sorgfältig gemachtes und in allen Belangen gelungenes Buch, das seinen Platz sowohl auf dem Kaffeetisch, im Schulzimmer oder in der Fachbibliothek findet. Wissen und Vergnügen vereinen sich hier auf unterhaltsame Art, ohne übermässigen didaktischen Ballast. – *Andrea Schaer, Oberwangen bei Bern*

VEX LEGIO XI CPF (Hg.): Das Schwert von Vindonissa. Honestus – die Geschichte eines Legionärs. – Zürich: Hier und Jetzt 2020 – 168 S., ill.